

AUSGABE 13 / SEPTEMBER 2003 / TISCHREI 5764

€ 0,75

WWW.NUNU.AT

**nunu**

NEWS ÜBER UNS



**Schwarzenegggers  
Mentor  
Alfred Gerstl**

# INHALT



## EDITORIAL

### Liebe Leserin, lieber Leser!

Geldmangel, wo man hinschaut, vom Staat über die Kultusgemeinde bis in die privaten Taschen. Da will auch NU nicht fehlen. Ja – das ist eine Schnorraktion. Wir ersuchen die geschätzten Leserinnen und Leser, uns wieder einmal eine kleine Spende zukommen zu lassen. Zur Erinnerung: Wir alle, die wir für das NU schreiben, tun dies ohne Honorar. Dennoch entstehen hohe Kosten für Fotos, für den Druck und den Versand der Zeitung. Subventionen haben wir noch nie bekommen, und wer die Politik des Gemeindevorstands und dessen Umgang mit konstruktiver Kritik kennt, wird wissen, dass wir von dieser Seite keinen luckerten Cent zu erwarten haben. Daher unsere Bitte um eine Spende auf das Konto der „Arbeitsgemeinschaft Jüdisches Forum“ bei der BA-CA (BLZ 12000) mit der Nummer 08573 923 300. NU 13 wird wohl als das dickste NU, das es je gab, in die Geschichte eingehen. Helene Maimann hat den ehemaligen Bundesratspräsidenten Alfred Gerstl zu einem ausführlichen Gespräch in Graz getroffen. Der frühere Widerstandskämpfer, dessen Großvater einer der ersten New Yorker Kantoren war, war Mentor des jungen Arnold Schwarzenegger. Er hat den Halbwüchsigen in den 1960er Jahren zum Bodybuilding gebracht und ihn politisch nachhaltig geprägt. Unser Mann in Berlin, Eldad Beck, beschreibt das Verhältnis vieler Deutscher zu Israel, das er als Besorgnis erregend und von kaum verhülltem Antisemitismus geprägt sieht. Gerade auch der deutsche Journalismus sei ganz und gar nicht objektiv, sondern fahre einen massiven Kurs gegen die Politik Israels. Petra Stuibler war im Tiroler Bergdorf Alpbach, wo die Kunsthistorikerin Renée Gadsden in einer Ausstellung zeigt, wie nachhaltig die Karikaturen aus der Nazipostille „Stürmer“ die moderne Bilderwelt beeinflusst und Stereotype geschaffen haben, derer sich der Antisemitismus von heute weiter bedient. Danielle Spera rezensiert das soeben erschienene Buch von Henning Sietz über ein misslungenes Attentat auf den deutschen Kanzler Konrad Adenauer im Jahr 1952.

- Seite 4** **PORTRÄT Schwarzeneggers Mentor**  
Alfred Gerstl, dessen Großvater einer der ersten New Yorker Kantoren war, ehemaliger ÖVP-Bundesratspräsident und „Ziehvater“ des jungen Schwarzenegger, wird 80 Jahre alt. Ein Porträt.
- Seite 9** **KARIKATUR Antisemitische Stereotype**  
Die Kunsthistorikerin Renée Gadsden kuratierte eine umfassende Ausstellung zum Thema Antisemitismus in der Karikatur.
- Seite 12** **SHOA Wenn die Traumata nicht aufhören**  
Trauma-Symptome finden sich oft noch bei Nachkommen der Shoa-Opfer.
- Seite 14** **REISE Die schiefen Gräber von Pisa**  
Der jüdische Friedhof von Pisa wurde nach langen Jahren renoviert und wieder eröffnet. Eine Wanderung durch die Geschichte.
- Seite 17** **BUCH Adenauer-Attentat**  
Ein versuchtes Attentat auf den ehemaligen deutschen Kanzler Konrad Adenauer 1952 könnte durch eine radikale zionistische Splittergruppe verübt worden sein. Ein deutscher Autor erforschte die Hintergründe.
- Seite 21** **IKG Tempelschulden?**  
Die Behauptung, der Tempel habe Schulden in Höhe von 380.000 Euro, ist schlicht und einfach unwahr, meint Michael Margules.
- Seite 24** **IKG Protokoll einer historischen Sitzung**  
In der IKG-Vorstandssitzung im Juni 2003 wurde nicht nur die Kündigung einiger Mitarbeiter beschlossen, sondern auch eine 500.000-Euro-Subvention. Ein Protokoll.
- Seite 26** **IKG Antworten an den Präsidenten**  
Harry Bergmann antwortet auf acht Fragen, die Präsident Muzicant den Unterstützern des Oberkantors gestellt hat.
- Seite 28** **MEINUNG Dajgezzen und chochmezzzen**  
Javor und Menasse diskutieren darüber, wer wann wen kritisieren darf.
- Seite 30** **MEINUNG Kritik der IKG? Ja! Gerade jetzt!**  
Martin Engelberg im Streitgespräch mit Rafael Schwarz.
- Seite 32** **MEINUNG Deutschland, Israel und die anderen**  
Eldad Beck über Antisemitismus in Deutschland
- Seite 34** **ALLTAGSGESCHICHTE**  
Erwin Javor über die Finanzkrise der Gemeinde

Bis heute gibt es Spekulationen darüber, ob die Täter in der jüdischen Partisanenorganisation „Irgun Zwai Leumi“ zu finden sind.

Alexia Wernegger berichtet über Traumata der Kinder von Holocaust-Überlebenden. Die mit der Leidensgeschichte ihrer Eltern überforderten Kinder werden oftmals von Ängsten, Übervorsicht und Selbstaggression geprägt.

Schließlich erfahren Sie, dass Pisa neben dem Schiefen Turm noch eine bemerkenswerte Sehenswürdigkeit zu bieten hat: den soeben restaurierten und für das Publikum geöffneten jüdischen Friedhof aus dem 17. Jahrhundert.

Einen Schwerpunkt von NU 13 bilden Berichte über die Finanzlage der Gemeinde und über den Umgang des Vorstands mit den Problemen. Michael Margules bezweifelt die Höhe des Defizits beim Wiener Stadttempel, das als Argument für Kündigungen herhalten musste. Harry Bergmann hatte gemeinsam mit vielen anderen im Juni gegen den Rausschmiss von Oberkantor Barzilai protestiert. Als Antwort bekam er von Präsident Muzicant acht Fragen gestellt. Wie er sie beantwortet hat, erfahren Sie jetzt in NU 13. Wer sich fragt, wie Entscheidungen in der Kultusgemeinde zustande kommen und wie es etwa möglich ist, dass gleichzeitig mit den Kündigungen 500.000 Euro für eine Synagoge in Baden bereitgestellt werden, sollte das Gedächtnisprotokoll über eine Sitzung des Kultusvorstands im Juni dieses Jahres lesen. Sittenbild nennt man so was wohl.

Erwin Javor registriert in seinem Kommentar „Alltagsgeschichten“ mit Interesse, dass die Warnungen vor einem drohenden finanziellen Kollaps der Gemeinde, die in NU seit Jahren zu lesen sind, nun auch fast wortgleich von Präsident Muzicant in der Juli-Ausgabe der „Gemeinde“ formuliert werden. Nu, haben wir vielleicht doch Recht gehabt, Herr Präsident?

Aber ist es überhaupt sinnvoll und richtig, dass NU Interna öffentlich macht und die Schuldenpolitik des Gemeindevorstands kritisiert? Rafael Schwarz hält es für falsch und hat unserem Kommentator Martin Engelberg das auch geschrieben. Lesen Sie dazu den (gekürzten) Schriftverkehr, den die beiden zu Themen der Gemeinde geführt haben. Schließlich befasst sich auch „Dajgezzen und chochmezzen“ mit der Frage der jeweils zulässigen Kritik und wann dafür die Todesstrafe zulässig ist.

Ein herzliches Shana Tova

Peter Menasse

Chefredakteur

Ich habe das letzte NU bekommen und sofort gelesen. Es war wieder ein Hochgenuss.

Besonders gut gefallen haben mir die persönlichen Erinnerungen „Genosse Jude“. Die Geschichte ist gut recherchiert und sehr persönlich und lebendig geschrieben. – Kompliment. Dass NU auch zu aktuellen Themen in der Wiener jüdischen Gemeinde Stellung nimmt, ist für die Diskussion sehr wichtig. Der Kommentar von Martin Engelberg dazu ist ein Volltreffer. Die Meinung zu den Finanzproblemen der Kultusgemeinde spiegelt sich auch in den Diskussionen mit meinen Freunden und Bekannten wider. Inwieweit der Weg, den der Kultusrat jetzt beschritten hat, von Erfolg gekrönt ist, wird sich erst zeigen. Nur etwas weiß man jetzt schon: Auf das Wort von ÖVP-Politikern und deren Verpflichtungen bzw. Versprechungen kann man sich nicht verlassen – siehe Erklärung von Ministerin Gehrler und Landeshauptfrau Klasnic, die keine 24 Stunden gehalten hat. Die Story über die Finanzen der Gemeinde hätte ein bisschen in die Tiefe gehen können. Und die Geschichte über jüdisches Essen ist auch sehr seicht. Wenn es keine Juden in Wien gibt, wie soll es gutes jüdisches Essen geben?

NU ist wirklich sehr professionell gemacht und eine wichtige Bereicherung für den jüdischen Zeitschriftenmarkt. Macht nur weiter so!!!

René Wachtel, Wien

Der Artikel „Genosse Jude“ hat mich sehr nachdenklich gemacht und bewegt, da darin Personen, Themen und Orte angesprochen werden, die mir sehr vertraut sind ... Da es in unserer Familie reichlich unterschiedliche politische Meinungen gab (außer extremen linken und rechten), war ein Klima der Toleranz selbstverständlich. Dies wurde uns vorgelebt, wofür ich meiner leider nicht mehr existierenden Familie heute noch dankbar bin. Das so genannte „Linkslastige“ in unseren politischen Meinungen ist uns jedoch niemals abhanden gekommen. Ich nenne es soziales Gewissen. Ich möchte beiden Autoren für den Beitrag herzlich danken und wünsche weiterhin viel Erfolg!

Evelyne Kiessler-Löwy



## Ich bin ein Makkabäer

| Im Büro seiner Grazer Wohnung hängen die Porträts sehr unterschiedlicher Menschen: Die Landeshauptleute Josef Krainer jr. und Waltraud Klasnic. Ein Plakat mit Arnold Schwarzenegger, dem Ziehsohn, wie die Zeitungen gerne schreiben. Und ein gerahmtes Foto von Josip Broz Tito. „Was glauben Sie, welche Augen die Leute machen, wenn sie den Tito hier sehen“, sagt Alfred Gerstl. Unter Schwarzenegger und Tito steht eine Menora. |

**Von Helene Maimann**

**E**s ist sehr heiß an diesem Freitagabend im August. Wir sitzen uns an seinem Schreibtisch gegenüber, dazwischen eine Flasche Whisky, zwei Gläser, Zigaretten, ein schon ziemlich voller Aschenbecher, und reden über Gerstls Leben: Über die Jahre als Widerständler bei den Tito-Partisanen. Über seine Karriere vom Büchsenmacherlehrling, Operettenbuffo, Milchstandbesitzer und Trafikanten zum Bundesratspräsidenten. Über die sehr österreichische Mischkulananz seiner Herkunft. Über Juden und sein Schicksal als „Judenstämmling“. Über Kampf und Sport. Und natürlich über Arnold.

„Den Arnold hab ich 1961 kennen gelernt, er war damals vierzehn. Am Thalersee bei Graz haben sich damals im Sommer die Grazer Kraftsportler getroffen. Ich hab dort für unsere Burschen Fleisch gebraten. Der Arnold ist ja aus Thal und hat den Kontakt gesucht. Und sich mit meinem

Sohn angefreundet.“ Der Sohn, Karl Gerstl, betrieb Karate, war später mit seiner Mannschaft Weltspitze. Alfred Gerstl und seine erste Frau räumten den beiden Jungs ein Zimmer in ihrer Wohnung aus und stellten ihnen eine kleine Bank mit Gewichten hinein, damit sie ungestört trainieren konnten, „denn bei der Athletik-Union Graz haben die alten Hasen die Buben nicht immer an die Geräte gelassen. Der Arnold ist bei uns ein- und ausgegangen, er war schon damals ein bemerkenswerter Bursche. Freundlich, wissbegierig, zielstrebig.“ Nach dem Training wurden die beiden dazu verdonnert, sich im Wohnzimmer Platten von Joseph Schmidt und Richard Tauber anzuhören, damit nicht nur die Muskeln wachsen, sondern auch das Hirn.

„Was haben die Eltern von Schwarzenegger dazu gesagt?“

„Die haben nichts dagegen gehabt – der Arnold war ja in guten Händen bei uns.“

„Der Vater von Arnold, Gustav, war ein ehemaliger Nationalsozialist.“

„Der ist ebenso ein Nazi gewesen wie Zehntausende andere auch. Ich glaube, der ist aus wirtschaftlichem Druck dazugekommen, ich hab das auch erst später erfahren. Ich hab ihn gut gekannt. Er war ein sehr strenger Vater, der zuerst keine große Freude mit dem Bodybuilding seines Sohnes gehabt hat, aber die Freundschaft mit dem Karl hat er unterstützt.“

Gerstl fand großen Gefallen an dem jungen Arnold. „Natürlich hab ich ihn gefördert und beeinflussen wollen, nicht nur, was den Sport anlangte. Bildung und politische Wachsamkeit sind genauso wichtig. Und er hat mit der Zeit einiges begriffen. Er ist durch uns mit vielen ehemaligen Verfolgten zusammengekommen, natürlich waren da auch Juden dabei. Darunter Albert Kaufmann, dessen Vater bei der englischen Armee gewesen war und der heute die Otto-Moebius-Akademie in Graz leitet. Er ist heute mein bester Freund und hat sich damals mit dem Arnold angefreundet.“

Das war 1964. Damals mobilisierten Neonazis gegen den damaligen Direktor der Lehrerbildungsanstalt, Göpphard. „Das war ein ÖVPLer und ein Antifaschist, und die Gegnerschaft zu den Nazis hat man seinen Kursen angemerkt. Als die Neonazis dann auf dem Grazer Hauptplatz gegen Göpphard aufmarschiert sind, haben wir uns eingemischt. Es gab einen Tumult, und der Arnold hat die Nazis mit den Bodybuildern die Herrengasse hinunterge-

jagt.“ Er lacht. „Ich bin ein Makkabäer. Ich scheue den Kampf nicht, ich war schon als Bub ein Raufer, wenn's drauf ankam. Ich bin in der Lage, Härte mit Härte zu begegnen. Dass ich mich als Widerständler wehren konnte, war eine Chance und ein Glück. Dadurch bin ich später, nach dem Krieg, von selbstzerstörerischem Hass und von Rachegefühlen verschont geblieben.“

Er macht eine Lade auf, zieht eine Mappe mit Dokumenten heraus. Die Promotionsurkunde seines Großvaters, Dr. Ignaz Gerstl aus Mattersburg, der in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts nach Amerika gegangen war, dort Medizin studierte, um hernach am New Yorker Konservatorium Sänger und Gitarrist zu werden. Und dann Bassbariton an der Met und einer der ersten New Yorker Kantoren. Dieser Großvater, der später wieder zurückkehrte und 1916 in Graz starb, war ein unruhiger Geist: Er reiste in der Welt herum, hatte, wie man sich unter der Hand erzählte, Familien in Österreich, Amerika und Russland gegründet und vererbte seinem Enkel Alfred nicht nur die Musikalität und die Stimme, sondern auch die Reiselust und das vitale Interesse an sehr unterschiedlichen Dingen.

Alfred Gerstl kam 1923 zur Welt, als drittes von vier Kindern. Die Eltern Alfred und Maria hatten 1920 in der Grazer Synagoge geheiratet, die Mutter war eine zum Judentum konvertierte Katholikin. Zwei Jahre später konvertierte die Mutter zurück. Denn auch Vater Gerstl wurde Katholik. Das war die Voraussetzung für eine Anstellung bei den Österreichischen ▶



Foto: ©Privatarchiv

Hochzeit von Heidi und Alfred Gerstl in Las Vegas

Bundesbahnen. Und die war überlebenswichtig. Alfred wurde getauft, war katholisch, aber nicht sehr. „Die Religion hat bei uns zu Hause keine große Rolle gespielt. Ich erinnere mich aber an die Geschichten aus der Kabbala, die uns der Vater vorlas. Er hat sich auch mit dem Chassidismus beschäftigt. Er hat sein Judentum nicht versteckt, auch nicht als getaufter Katholik. Und er hat alle Religionen akzeptiert. Er selbst ist später ein sehr religiöser Katholik geworden, wie das ja oft ist bei Konvertiten, sein Credo war die Bergpredigt. Aber gleichzeitig hat er den Kontakt zur jüdischen Gemeinschaft weiter gehalten und ist auch nach dem Krieg in die Synagoge vorlesen gegangen, weil sein Hebräisch tadellos war. Man hat mich meine Herkunft natürlich spüren lassen. Für die Juden bin ich ein Christ, und für die Christen ein Jud.“

„Und was sind Sie?“

„Ein österreichischer Patriot, gebunden an die deutsche Sprache und die österreichische Kultur, diese Symbiose aus so vielen Mentalitäten, bei deren Entstehung die Juden eine herausragende Rolle gespielt haben. Darauf kann man als Österreicher wirklich stolz sein.“

„Aber was sind Ihre Wurzeln?“

„Die Wurzeln sind jüdisch.“

Alfred Gerstl lehnt sich zurück, zieht nachdenklich an seiner Zigarette. „Ich fühle mich den Juden zutiefst verbunden. Das war schon immer so. Der Kontakt zu Juden ist mir immer sehr leicht gefallen, egal wo ich war. Man hat uns, obwohl mein Vater konvertiert war, nicht als katholische Familie gesehen, sondern als jüdische. Der Vater hat den Kontakt zur jüdischen Gemeinschaft nie abgebrochen, und die Juden haben uns in der schlechten Zeit, als



Foto: ©Privatarchiv

Aus der Jugend Maienblüte

es wirtschaftlich bergab ging, auch unterstützt. Die Bindung war immer da.“

„Welche Werte hat Ihr Vater gelebt?“

„Es war wenig Geld da, aber die Bildung ist immer hochgehalten worden. Der Vater war hoch gebildet, hatte zwei Maturaabschlüsse, vom Gymnasium und von der Handelsakademie, hat mehrere Sprachen gesprochen. Er hat sich kulturell als Deutscher gefühlt und Friedrich den Großen über alles verehrt.“

„Den ‚Philosophenkönig‘ ...“

„Ja, Friedrich II. Er hat den Juden in Preußen eine Chance gegeben, und er hat gesagt, dass in seinem Reich jedermann nach seiner Fassung selig werden könne. Das hat den Vater sehr beeindruckt.“

„Hat ihn auch das Soldatische beeindruckt?“

„Schon. Er war ja lange Soldat gewesen, bevor er zur Bundesbahn ging, den ganzen Weltkrieg, aus dem er als Invalide zurückgekommen ist, und war dann bis 1922 beim österreichischen Bundesheer. Und er hat uns Buben das Fechten beigebracht.“

„Er hat also einiges für das Militär übrig gehabt.“

„Ja, und er war überzeugt: Der Hitler ist eine Übergangsfigur. Der hält sich nicht. Antisemitismus kann sich in Deutschland nicht ausbreiten und unter den Offizieren schon gar nicht. Das wird sich von selbst planieren, hat er gesagt. Es hat sich aber nicht planiert. Leider.“

Der März 1938, der in Graz, der „Stadt der Volkserhebung“, besonders hingebungsvoll begangen wurde, war ein Alptraum. „Unsere Nachbarn, wir waren 28 Parteien im Haus, die meisten davon arbeitslos, haben oft bei uns gegessen, weil wir haben ja die Invalidenrente und die Pension vom Vater gehabt. Wir waren so ein bissl eine Ausspeisung für die Hausparteien. Und dann sind sie mit der SA in unsere Wohnung gestürmt und haben die Möbel und den Radioapparat aus dem Fenster auf die Straße geschmissen.“

Alfred Gerstl musste zuerst die Musikschule und dann seine Lehre als Büchsenmacher aufgeben, weil ein „Mischling“ nichts mit Waffen zu tun haben durfte. Er lernte dann Werkzeugmacher in der Kettenfabrik Pengg-Walenta, der späteren PEWAG. „Die Pengg-Walenta hat mich behalten, obwohl das ein Risiko war.“ Damals war er siebzehn und hatte bereits einen schweren Raufhandel mit der Hitlerjugend und einige Tage Gefängnis hinter sich. Gerstl wurde ein Widerständler, weil er diskri-

miniert war, weil er eine Wut auf Hitler hatte, „diesen überheblichen Schreihals“, und weil es im Katholischen Reichsbund, wohin er turnen ging, einen Vorturner gegeben hatte, einen Pater, der ein Antinazi war. In der Haft hatte er erste Kontakte mit einer kleinen Widerstandsgruppe um die Grazer Oper geknüpft, und als er 1942 zur Wehrmacht eingezogen und ein Jahr später in ein Arbeitslager geschickt werden sollte, tauchte er unter. „Dass das überhaupt möglich war, verdanke ich einigen Offizieren, die verhindert haben, dass ich als ‚Mischling‘ in ein Lager gesteckt werde. Ich habe mir ja nichts dabei gedacht – Arbeitslager! Ich habe keine Ahnung gehabt, was dort auf mich hätte zukommen können. Ich bin von den Offizieren von einer Dienststelle zur anderen geschickt worden, die Entlassung wurde immer wieder hinausgeschoben. Schließlich hat man mich mit der Einweisung zum Arbeitseinsatz in Mauthausen entlassen. Und da hat mir der zuständige Oberleutnant in Wien gesagt: ‚Verschwind!‘“

„Warum, glauben Sie, haben die Offiziere das getan?“

„Weil sie einfach anständig waren. Das hat es auch gegeben. Dieses Erlebnis hat mich sehr geprägt.“

Von seiner späteren ersten Frau versteckt, verbrachte Gerstl die nächsten beiden Jahre im Untergrund zwischen Graz und Slowenien. Als Kurier für seine Grazer Widerstandsgruppe brachte er Lebensmittel, Medikamente und Informationen hinüber zu den Tito-Partisanen; über diese Verbindung schleuste er auch desertierte Wehrmachtssoldaten und jugoslawische Fremdarbeiter nach Slowenien. Seit damals hält Gerstl engen Kontakt mit den ehemaligen Partisanen, vor allem den Serben unter ihnen. 1996 erhielt er den höchsten Orden der jugoslawischen Widerstandsbewegung.

„Und dann, als der Krieg vorbei war? Haben Sie sich als Sieger gefühlt?“

„Nein, dafür war keine Zeit. Triumphiert hab ich nicht, aber eine gewisse Härte hab ich schon gespürt.“ Die Familie machte einen Strich unter die Vergangenheit, denn alle hatten irgendwie überlebt, und das war schon sehr viel.

Gerstl wird Hausverwalter, dann Sänger, dann Lebensmittelhändler, dann Trafikant und betreibt schließlich eine Handelsagentur. Er beginnt, sich politisch zu engagieren: in der ÖVP-Kameradschaft der politisch Verfolgten, bei den Tabakverschleißern, im Wirtschaftsbund. Er wird Kommerzialrat, Kammerrat,

Gemeinderat, Bundesrat und schließlich zweimal Bundesratspräsident. Er sieht sich als Brückenbauer, als Kommunikator, als Versöhner. Politisch geprägt wird er durch Franz Javornik, langjähriger Präsident des Kriegsofferverbandes, und den ehemaligen Bundesratspräsidenten Eduard Pumpernig. Und auch den beiden Krainers, Josef senior und junior, verdankt er viel, sie haben ihn gefördert und dagegegehalten, wenn der antisemitische Wind wehte.

„Was hat Sie zur ÖVP geführt?“

„Naja, ich war ja schon vor dem Krieg beim Katholischen Reichsbund gewesen, und ich hatte Freunde in der ÖVP, darunter eine Reihe Widerständler. Ich hab nach und nach in dem großen Spektrum der Partei meinen Platz gefunden und Leute, die mich und meine Anliegen unterstützt haben. Aber es war nicht leicht, mit meiner Familiengeschichte politische Karriere zu machen. Es gab damals noch keinen Kardinal König, das Klima war bis in die siebziger Jahre nicht immer angenehm.“

„Und wie ist das heute?“

„Juden kriegen keine Normalität. Juden leben im Gegenwind, der sie dazu zwingt, fleißiger und besser zu sein als andere. Wenn ich Normalität gekriegt hätte, wäre ich ein bequemer Mensch geworden.“

Das allerdings ist kaum zu glauben. Denn der Umtriebige legte sich noch ein weiteres großes Betätigungsfeld zu: den Kraftsport. Gerstl, der Makkabäer, begeistert sich für die Nahkampftechniken Karate und Kickboxen. Und für Bodybuilding. Er wird Sportfunktionär, macht Bodybuilding und Karate in Österreich salonfähig, gründet in den frühen sechziger Jahren die einschlägigen steirischen Landesverbände, fährt zu internationalen Meetings und Kongressen, organisiert Europa- und Weltmeisterschaften, knüpft weltweite Kontakte.

„Warum Karate?“

„Eine hervorragende Technik der Selbstverteidigung.“

„Und Bodybuilding?“

„Das war eine neue Sportart aus den USA, die den ganzen Körper systematisch trainiert und das Selbstbewusstsein und das Selbstwertgefühl fördert. Mein Sohn Karl hat neben Karate auch Bodybuilding gemacht. Durch ihn und den Arnold haben meine erste Frau und ich ein ganz familiäres Verhältnis zum Bodybuilding entwickelt. Ich wollte den Sport von seinem Wirtshausimage befreien, das ist gelungen. Und ich wollte die ästhetische, die künstlerische



Foto: ©Privatarchiv

Mit Frau Landeshauptmann Waltraud Klasnic, Schwarzenegger und seinem Sohn, dem Internisten Prim. Karl Gerstl

sche Aussage des freien Posing etablieren, das von der entsprechenden Musik begleitet wird. Diese Idee hat sich weltweit durchgesetzt."

Vorbilder von Karl und Arnold waren die US-Muskelmänner in den diversen Bodybuilder-Magazinen: Die Zeitschriften kamen mit den Blue Jeans aus Amerika und lagen zur Dekoration in der Auslage des Modehauses Brühl in Graz, das dem späteren Präsidenten der Grazer Kultusgemeinde, Kurt Brühl, gehört. „Der Arnold kauft dort heute noch seine Hosen, wenn er in Graz ist.“ Schwarzenegger errang 1964 seinen ersten Titel, wurde Österreichischer Jugendmeister. Um ihm die Möglichkeit zu geben, die Matura zu machen, kam Gerstl auf die Idee, ihm einen Posten als Bademeister im Grazer Augartenbad zu vermitteln. „Das ist eine Story, die er seinen amerikanischen Freunden gern erzählt: Was wäre aus ihm geworden, wenn er in Österreich geblieben wäre? Badewaschl in Graz.“ Schwarzenegger wollte aber lieber Mister Universum und Superstar werden. Gerstl ebnete ihm den Weg zu den internationalen Bewerbungen. 1967 erstmals Mister Universum. Dann gelang der Sprung in die USA – Joe und Ben Weider, die beiden Kultfiguren des amerikanischen Body-

building, nahmen sich der „Steirischen Eiche“ an. Und von da an ging's bergauf, unaufhaltsam.

Die Verbindung zu seinem Mentor blieb stetig und innig. Schwarzenegger fördert den Behindertensport und unterstützt seit vielen Jahren das Wiesenthal Center in Los Angeles. Alfred Gerstl fährt immer wieder in die USA, feierte dort auch Hochzeit mit seiner jetzigen Frau, mit Arnold als Trauzeugen selbstverständlich, lernte durch Schwarzenegger die Familie Kennedy kennen, Muhammad Ali und die Hollywood-Prominenz, und als Gerstl seine Antrittsrede bei seiner zweiten Präsidentschaft im Bundesrat hielt, flog Schwarzenegger in Wien ein. Gerstl hielt eine programmatische Rede – „Jede Gesellschaft ist so frei, wie sie pluralistisch und tolerant ist.“ Das war 1998, und nie zuvor hatte das Parlament ein derartiges Aufgebot an internationaler Presse gesehen. Nach wie vor schreibt der Terminator wie ein braver Sohn regelmäßig Briefe und ruft Gerstl mitten in der Nacht an, um ihm seine Kandidatur zum Gouverneur von Kalifornien mitzuteilen.

Wenn er das Rennen schafft, wird Alfred Gerstl zwar noch stolzer auf seinen ehemaligen Schützling sein als ohnehin schon, aber er muss dann einen Lebenstraum begraben: Dass Schwarzenegger in einer großen Hollywood-Produktion den Golem spielt. Das Konzept, eine moderne Variante der alten Legende um den Rabbi Löw und des von ihm erschaffenen Golem, hat Gerstl selbst entwickelt und legt es dem Arnold seit Jahren ans Herz. Zugesagt hat Schwarzenegger nicht, er hat lieber noch einen Terminator-Film gedreht. Aber Alfred Gerstl, heuer im Sommer achtzig Jahre alt und voll Energie, gibt so leicht nicht auf. Denn ohne den „Fredl“ geht bei Big Arnie nichts – das erzählt dir jeder in Graz. Makabäer unter sich.



Alfred Gerstl und Helene Maimann



Kunsthistorikerin Renée Gadsden: „Die Stereotype, die der ‚Stürmer‘ verwendet hat, kommen immer wieder.“

# Die Leute glauben, was sie in der Zeitung sehen

| Die Kunst- und Kulturhistorikerin Renée Gadsden hat für das Europäische Forum Alpbach im Auftrag seines Präsidenten Erhard Busek eine Karikaturen-Ausstellung kuratiert. Der Titel: „Vom Stürmer gelernt?“ Das Thema: Die Perpetuierung antisemitischer Stereotype in der Nachkriegspresse – von der Sowjetunion bis hin zu zeitgenössischen westlichen und arabischen Medien. Gadsden ist Assistentin am Ordinariat für Kultur- und Geistesgeschichte der Universität für angewandte Kunst in Wien. |

Von Petra Stuibler

**NU:** Wie kamen Sie darauf, Parallelen zwischen dem antisemitischen Kampfblatt „Stürmer“ und zeitgenössischen Medien zu suchen?

**Gadsden:** Ausgangspunkt ist die Nürnberger Wochenzeitung „Stürmer“, die von 1923 bis 1945 erschien. Der „Stürmer“ war ursprünglich das Privatvergnügen von Julius Streicher, einem fanatischen Antisemiten. Er hat den Kampf gegen „die Juden“ als seine persönliche Mission gesehen. Der „Stürmer“ hatte in seiner Blütezeit eine Auflage von 500.000 Stück – man muss sehen, dass er den gesellschaftlichen Boden für Hitlers „Endlösung“ bereitet hat. Für mich ist frappierend, dass dieselben Stereotype, die in den „Stürmer“-Karikaturen verwendet wurden, immer wieder kommen.

**NU:** Welche Stereotype sind das?

**Gadsden:** Zum Beispiel der „kinderfressende Jude“ – ein Hinweis auf das „Ritualmord“-Stereotyp. Oder der Unsinn von der „Weltverschwörung der Juden“ – einmal gelten die Juden als Repräsentanten des „hässlichen US-Kapitalismus“, dann wieder als Vertreter des „hässlichen Bolschewismus“ – je nachdem, wie es gerade passt. Oder die Tier-Mensch-Konfigurationen: Juden als Spinnen, Skorpione, Hunde, Schlangen – da ist die antisemitische Phantasie oft grenzenlos. So etwas wirkt wie Gift auf die Menschen.

**NU:** Inwiefern?

**Gadsden:** Die Leute glauben, was sie in der Zei- ▶



tung sehen. Am Beispiel des „Stürmer“ lässt sich das sehr gut nachzeichnen. Der Haus-Karikaturist des „Stürmer“ war Philipp Rupprecht, der unter dem Pseudonym „Fips“ zeichnete. Der hat Woche für Woche die „klassischen“ Stereotype gezeichnet: Juden mit großer Nase, Warzen, klein, dick, unrasiert und ungepflegt, mit O-Beinen und Brille. „Fips“ hat dem Antisemitismus im 20. Jahrhundert zwanzig Jahre lang ein konkretes Gesicht verliehen. Möglicherweise haben die Deutschen diesen Rassenwahn irgendwann geglaubt – obwohl er eigentlich nur der persönlichen Obsession und Perversion des Julius Streicher entsprungen ist. Dieser Mann hat sich zum Beispiel intensiv mit Pornographie auseinandergesetzt, hat diese für sich unter „typisch jüdisch“ eingereiht und sich in der Folge an der „Rassenschande“ beteiligt. Das hat übrigens Schule gemacht – in Österreich gab es einen eigenen „Stürmer“, ganz unabhängig vom Nürnberger „Stürmer“.

**NU:** War das nicht lediglich eine eigene „Ostmark“-Ausgabe?

**Gadsden:** Eben nicht. Im Zuge meiner Forschungen für die Alpbacher Ausstellung habe ich die Erkenntnis gewonnen, dass der österreichische „Stürmer“ ein völlig eigenständiges

Produkt war, das schon in den 30er Jahren gegründet wurde – mit eigenem Verlag, eigener Redaktion, eigenen Themen. Es wurde nur aus Bewunderung für Streicher „Stürmer“ getauft. So viel zur „Opfer“-Theorie vieler Österreicher.

**NU:** Wo sehen Sie die Kontinuität zu heutigen Medien?

**Gadsden:** Wir zeigen sowjetische Karikaturen der 60er und 70er Jahre aus der Zeit des Kalten Krieges sowie arabische Karikaturen – und zwar in verschiedenen Epochen: in Friedenszeiten, in Zeiten des Sechstagekriegs, also im Juni 1967 und danach. Und wir präsentieren zeitgenössische westeuropäische und arabische Karikaturen. Da sieht man deutlich, dass die Typologie immer wieder kommt.

**NU:** Zum Beispiel wie?

**Gadsden:** Wir haben eine Karikatur aus dem „Deutschen Volksblatt“ des Jahres 1938 – mit dem Titel „Amerika der Zukunft“ – einem Cover der deutschen „Wirtschaftswoche“ aus dem Jahr 2001 gegenübergestellt. Das Cover mit dem Titel „Die amerikanische Grippe“ zeigt die „Fratze des US-Kapitalismus“ und sie sieht jener antisemitischen Hetz-Karikatur aus dem Jahr 1938 frappierend ähnlich. Oder nehmen Sie die Karikatur aus der palästinensischen Zeitung „Al-Quds“ vom 17. Mai 2001. Da sehen Sie den israelischen Premier Sharon, der palästinensische Kinder frisst – ein klassisches antisemitisches Klischee. Oder



die Zeitung „Ad-Dustour“ aus Jordanien aus dem Jahr 1994: „Der zionistische Teufel“. Immer wieder finden Sie in arabischen Zeitungen die Gleichstellung von Hitler und Sharon.

**NU: Ist anti-israelisch gleich antisemitisch?**

**Gadsden:** Ein bekannter deutscher Karikaturist, Fritz Behrendt, sagte einmal, Araber könnten gar nicht antisemitisch sein, weil sie dann gegen sich selbst seien – schließlich gehören sie selbst zu den Semiten. Aber das ist nicht der Punkt: Ich habe das American Jewish Committee und die Anti-Defamation League konsultiert, die hier keine Unterscheidung treffen. Ich kenne die Verhältnisse im Nahen Osten nicht näher und verlasse mich auf diese Definition. Ich halte das auch für gerechtfertigt – ich kenne arabische Kinderbücher, in denen „die Juden“ schon mit allen Mitteln und allen Untergriffen bekämpft werden. Dasselbe machte auch Streicher im „Stürmer“.

**NU: Machen Sie einen Unterschied zwischen Karikaturen in Kriegs- und Friedenszeiten?**

**Gadsden:** Nun – den könnte man machen, aber dann trifft das doch kaum die antisemitischen Beispiele aus der sowjetischen Presse. Die Sowjetunion war nie im Kriegszustand mit dem Staat Israel.

**NU: Wie verhält es sich mit dem demokratischen „Westen“?**

**Gadsden:** Ich fürchte, es gibt einen latenten, gesellschaftlich tolerierten Antisemitismus, der immer wieder zum Durchbruch kommt in solchen Karikaturen. Die Frage ist immer, ob die Leute unkreativ von einander abkupfern oder ob sie wirklich bösartig sind.

**NU: Warum haben Sie den Irakkrieg in Ihrer**



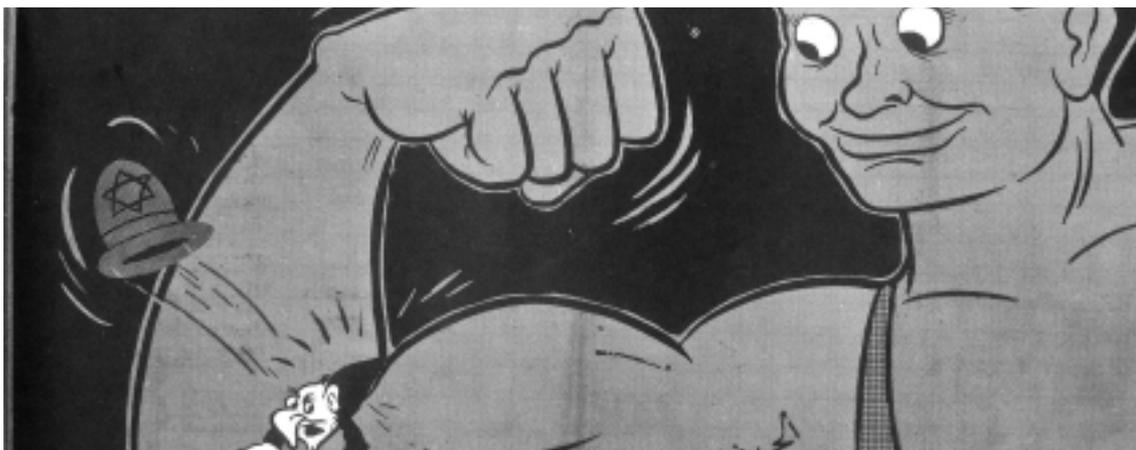
**Ausstellung nicht berücksichtigt?**

**Gadsden:** Ich bin Wissenschaftlerin, ich meine, dass man mehr Abstand zu Ereignissen haben muss, um die Dinge wissenschaftlich relevant aufarbeiten zu können. Es ist noch zu früh, die Irakkrieg-Berichterstattung historisch evaluieren zu können.

**NU: Haben Sie sie dennoch verfolgt?**

**Gadsden:** Ja – und ich habe leider genau dieselben Bilder gesehen und Geschichten gelesen: Den kleinen jüdischen Wurm am Ohr des US-Präsidenten, die „jüdische Weltverschwörung“, „die Juden kontrollieren die USA“ – dieselben Stereotype, dieselben Klischees. Das ist sehr traurig. Leider scheint es, dass die Menschen aus der Geschichte nicht nachhaltig lernen können.

**Die Ausstellung „Vom Stürmer gelernt? – Politische Karikaturen gegen Ende des 20. Jahrhunderts“ wird vom 25. bis 28. September in der Aula der Universität für angewandte Kunst (Oskar-Kokoschka-Platz 2, 1010 Wien) im Rahmen des internationalen semiotischen Kongresses „Zeichen der Macht, Macht der Zeichen“ gezeigt.**





ESRA (hebr. „Hilfe“) ist die erste Anlaufstelle für Shoa-Traumatisierte

## Wenn die Traumata nicht aufhören

*| Sie haben die Shoa selbst nicht erlebt – und dennoch lebt sie in ihnen weiter. Die Kinder von Holocaust-Überlebenden kämpfen oft zeit ihres Lebens mit verschobenen Generationen-Strukturen. Es sind nicht tatsächliche Krankheitsbilder, die von dieser so genannten „zweiten Generation“ entwickelt werden. Es sind mehr Verhaltensmuster – oftmals geprägt von Ängsten, Übervorsicht und Aggression gegen sich selbst. |*

**Von Alexia Wernegger**

**E**rste Anlaufstelle für Shoa-Opfer mit psychischen Problemen bzw. deren Nachkommen ist in Wien das psychosoziale Zentrum ESRA (hebräisch für Hilfe) im zweiten Bezirk. In den vergangenen Jahren wurden bei ESRA rund 160 Vertreter der „zweiten Generation“ betreut, erzählt David Vyssoki, der ärztliche Leiter von ESRA, im Gespräch mit NU. Was hilft, ist meist die klassische Form der Psychotherapie. Es gibt keine konkreten Krankheitsbilder bei Nachkommen von Überlebenden des Holocaust, betont Vyssoki. Sie entwickelten Neurosen, Psychosen oder sie entwickelten keine Neurosen oder Psychosen so wie alle anderen Menschen auch. Festzustellen ist aber oft „eine höhere Sensibilität“, „eine leichtere Kränkbar-

keit“, Ängstlichkeit, die Bereitschaft, sich über manche Dinge „stärker aufzuregen“, sagt der Psychiater und Psychotherapeut.

Was aber löste diese Verhaltensweisen aus? Es war das familiäre Umfeld, in das die „zweite Generation“ hineingeboren wurde, sagt dazu die einschlägige Fachliteratur. Denn: Es gibt Fälle, in denen Eltern, oft von ihren Erinnerungen an die Nazi-Verfolgung gequält, geringe emotionale Reserven hatten – sie konnten ihren Kindern also nicht mit jener Wärme und Offenheit begegnen wie nicht derart traumatisierte Menschen.

Ganz im Gegenteil: Oftmals wurde nun von den Kindern erwartet, den Eltern bei deren

Schwierigkeiten zu helfen. Das Grenzensetzen bereitete den Eltern Probleme und wurde entweder zu rigide oder zu ineffektiv gehandhabt. Und dann gab es auch jene Fälle, in denen von den Kindern erwartet wurde, ermordete Familienangehörige zu verkörpern. Symbol dafür: Nicht selten wurden Angehörigen der „zweiten Generation“ Namen von in der Shoa zu Tode gekommenen nahen Verwandten gegeben. Die Reaktion der Kinder: Sie wurden entweder apathisch oder depressiv oder benahmten sich hyperaktiv.

Bernard Trossmann schilderte 1968 Beobachtungen an Jugendlichen in der Montrealer „Mc Gill Student Mental Health Clinic“ folgendermaßen: Er berichtete von Eltern, die ihre Kinder als Auditorium für ihre sich unbarmherzig wiederholenden schrecklichen Verfolgungserlebnisse benutzten. Die mögliche Konsequenz: Depressionen. Denn die Jugendlichen fühlten sich schuldig, ein besseres Schicksal erfahren zu haben als ihre Eltern.

Andere Eltern wiederum seien ihren eigenen Verlustängsten begegnet, indem sie sich „extrem überfürsorglich“ verhalten haben. Sie warnten die Kinder ständig vor drohenden Gefahren. Dadurch entwickelte ein Teil der davon betroffenen „zweiten Generation“ leichtere Phobien, andere wiederum versuchten sich in immer währenden Kämpfen gegen die Übervorsichtigkeit der Eltern zu wehren.

Ähnliches ergaben auch die 1979 veröffentlichten Untersuchungen der Psychoanalytikerin Ilse Grubrich-Simitis. Die Kinder seien „unaufhörlich überfordert“ worden, etwa durch die Erwartung, für ihre Eltern „die Brücke zum Leben zu sein“. Das Resultat: Die Kinder entwickelten eine „Trennungsschuld“ gegenüber den Eltern. Der normale Ablösungsprozess griff also nicht – denn die Entfernung des Kindes vom Elternhaus wurde als Bedrohung des Familiengleichgewichts empfunden.

Damit einher ging aber auch die Schwierigkeit der Kinder, Aggressionen zu zeigen. Man wollte gegen die Eltern, die schon so viel mitgemacht hatten, nicht offen rebellieren wie andere Jugendliche. Die dennoch bestehenden Aggressionen wurden stattdessen entweder unterdrückt oder auf andere Menschen außerhalb der Familie oder auf die eigenen Kinder oder Geschwister verlagert.

Ein weiteres Phänomen: Konfrontiert mit frustrierenden Situationen, reagierten die Nachkommen von Shoa-Überlebenden nicht mit Aggressionen nach außen, sondern mit Aggressionen gegen sich selbst. „Sie nahmen



ESRA betreute bisher 160 Traumatisierte der „zweiten Generation“

die Schuld auf sich“, heißt es dazu in einer israelischen Studie aus dem Jahr 1981. Das wiederum führte à la longue zu Schuldgefühlen und Depressionen.

Und auch in die Beziehungen der „zweiten Generation“ spielen die Traumata der Eltern mit hinein, sind Experten überzeugt. Das beginnt damit, dass diese Generation im Kindesalter sich oft als „anders“ und als „Außen-seiter“ empfunden habe. Im Erwachsenenalter machte und mache wiederum oft die nicht erfolgte Ablösung Schwierigkeiten beim Eingehen von Beziehungen. Und lasse man sich dann auf ein Liebesverhältnis ein, werde oftmals die Schwäche der eigenen Identität enthüllt.

Manche Vertreter der „zweiten Generation“ benutzten aber auch gerade die Wahl ihres Lebenspartners, um aktiv gegen die Eltern zu rebellieren – dann nämlich, wenn sie sich für einen nichtjüdischen Partner entschieden. Ihnen war zuvor von den Eltern vermittelt worden, dass diese eine solche Entscheidung nicht ertragen könnten. Doch die Konsequenzen hatten dann ohnehin die Kinder auszubaden. Denn, so schrieb Günter Reich 1987 in seiner Untersuchung von Partnerwahl und Ehekrise: „Differenzen der Herkunftsfamilien in den Lebensstilen und Wertvorstellungen, die beide eng mit dem Gefühl familiärer und individueller Identität verbunden sind, führen zu Konflikten in der Partnerschaft.“ Doch es gibt auch andere Beispiele. Statt mit Schuldgefühlen und Ängsten auf die Verhaltensweisen der Eltern zu reagieren, entwickelten andere Vertreter der „zweiten Generation“ das Bedürfnis, helfende Berufe auszuüben. Wieder andere gingen in ihrem Engagement für den Staat Israel auf. Und jene, die aufhörten, gegen ihre jüdische Identität zu rebellieren, hatten die Möglichkeit, über religiöses, kulturelles oder politisches Engagement ihr Jüdischsein auszudrücken und darin Sinn zu finden.

# Die schiefen Gräber von Pisa

| Der jüdische Friedhof von Pisa wurde vor kurzem restauriert und erstmals nach Jahrzehnten für das Publikum geöffnet. Wenige Gehminuten vom Schiefen Turm entfernt, gleich hinter der mittelalterlichen Stadtmauer, haben die Juden von Pisa seit 1674 ihre Toten begraben. Das schattige Areal im Zentrum der Stadt lädt zum Verweilen ein: Durchschlendert man es, eröffnen sich Lebensgeschichten und ein Stück europäischer Geschichte, beginnend mit der Vertreibung der Juden von der Iberischen Halbinsel im Jahr 1492. |

**Von Peter Menasse**

**A**m Morgen wälzen sich die Massen zur Piazza del Duomo von Pisa. Gerade angekommen – hin zum Schiefen Turm. Der ausgedehnte Platz bietet den Touristen keinen Schatten, gnadenlos brennt die Sonne auf den Turm, die Kathedrale, das Baptisterium und auf die weiten Rasenflächen zwischen den Gebäuden. Vor dem viel bestaunten „torre pendente“ versuchen sich Hobbyfotografen am immer gleichen Motiv. Die Begleiterin muss die Hände vor den Körper halten, als wollte sie einen imaginären Baum abstützen, während der am Boden liegende Amateurkünstler versucht, die flach nach vorne gestreckten Handflächen und die Seitenwand des Turms in seinem Objektiv in eine scheinbare Deckung zu bringen. „Schaut mal, Mama

musste den ganzen Urlaub hindurch den Schiefen Turm vor dem Umfallen bewahren“, wird der Mann bald stolz seinen Verwandten zu Hause in Tokio, Cleveland oder Hildesheim erzählen.

Wer den Massen und der unerbittlich sengenden Sonne durch das Tor in der mittelalterlichen Mauer auf die Seite des Baptisteriums entflieht und sich dann gleich nach rechts wendet, kommt nach ein paar Schritten, vorbei an Getränkebuden und fahrenden Händlern, zu einem unscheinbaren Mauerdurchbruch. Eine junge Frau sitzt dort an einem Tischchen und liest. Dahinter ein Park mit alten Bäumen, ein Schattenplatz mitten in der Hitze der staubigen Stadt. Hier werden seit mehr als 300 Jahren die Juden von Pisa begraben.

Im Jahre 1674 übergab Großherzog Ferdinand II. der jüdischen Gemeinde den Platz direkt an der Außenseite der Stadtmauer. Die bis dahin von den Juden verwendeten Friedhöfe benötigte der hohe Herr ganz dringend – er wollte dort Fasane jagen. Doch die Diskriminierung von seinerzeit hat ihr Gutes. Heute liegt „Il cimitero monumentale ebraico di Pisa“, einer der größten jüdischen Friedhöfe der Welt, mitten im Zentrum der Stadt, während sich der riesige katholische Ruheort weit außerhalb an der Zufahrt zur Autobahn befindet.

Seit Anfang Juli 2003 ist der Friedhof wieder geöffnet. Er war nach 1945 immer mehr dem Verfall preisgegeben gewesen und erst kürzlich dank einer Initiative des Präsidenten der Pisaner Gemeinde und mit Unterstützung eines Vereins namens „alef tav“ restauriert und gesäubert worden. Jetzt harrt er der Touristen, die von kundigen „Guides“ durch das Areal geführt werden, wiewohl noch ganz



Fotos: © P. Menasse

Jüdischer Friedhof: Seit 300 Jahren werden die Juden von Pisa hier beerdigt

wenige das Angebot angenommen haben, wie die Eintrittskarte des Chronisten mit der niedrigen Nummer 41 zeigt.

Jüdische Friedhöfe unterscheiden sich in vielerlei Hinsicht von katholischen Ruhestätten. Die Gräber aus Stein sind in der Regel schlichter, das Bilderverbot wird strikt beachtet und es werden die Toten nicht mit Blumen, sondern mit kleinen Steinen geehrt, die aufs Grab gelegt werden. Diese Form der Würdigung hat sich in der Diaspora entwickelt. Auch in der Wüste vergruben die Juden ihre Toten, wie es die Religion einfordert, und schützten sie dann mit aufgeschichteten Steinen vor den Tieren. Blumenschmuck konnten sie ihnen keinen begeben, also mussten auch dafür die Steine herhalten. Die Form der ältesten Grabsteine im jüdischen Friedhof von Pisa aus dem 17. Jahrhundert erinnert daran. Die länglichen Epitaphe laufen einem Steinhaufen gleich oben zusammen und wirken wie Dächer von im Boden vergrabenen Häusern. Sie zeugen auch von der Zuwanderung aus Spanien und Portugal nach der Vertreibung der Juden von 1492. Die Längsseite der Grabsteine ist gegen das Gelobte Land gerichtet und weist hebräische Inschriften auf. Auf der gegenüberliegenden Seite finden sich dann die gleichen Worte in einer der iberischen Sprachen.

Die vielen alten Grabsteine aus längst vergangenen Zeiten, die ebenso schief stehen wie der nahe gelegene Turm auf der anderen Seite der Mauer, schaffen eine eigenartig ruhige Atmosphäre, die den Betrachter in vergangene Jahrhunderte versetzt. Der Gegensatz zwischen dem Platz um die Ecke und diesem letzten Ruheplatz der spanischen und portugiesischen Juden könnte größer nicht sein.

Der jüdische Friedhof von Pisa unterscheidet sich seinerseits in vielerlei Hinsicht von anderen jüdischen Ruhestätten. Hier gibt es Grabsteine mit kunstfertigen Aufbauten – wie man sie sonst nur von katholischen Gräbern her kennt – wie steinernen Flammen, symbolisierten Urnen oder kleinen Särge, Tribut wohl an das Heimatland Italien und die Freude seiner Menschen an Schmuck und großer Geste. Einige neue Grabstätten sind mit Blumen geschmückt. Zugewanderte Russen haben hier ihre Angehörigen begraben und Elemente der Assimilation nach Pisa verpflanzt. Zwei Gräber brechen gar mit dem Bilderverbot. Auf dem Grabstein von Carlo Gammed findet sich nicht

nur ein Porträt eines entschlossen blickenden jungen Mannes, sondern daneben gar noch das eingravierte Symbol der politischen Linken: Hammer und Sichel. Der Lehrer Gammed war Parteigänger der Sozialisten, die am Beginn der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts einen erbitterten Kampf gegen den aufkommenden Faschismus führten. Ein Mädchen, das er kannte und das Parteigängerin der Rechten war, rief seine Empörung so sehr hervor, dass er ein grobes, beleidigendes Pamphlet gegen sie verfasste. Was dann folgte, entsprach der Logik seiner politischen Gegner. Die junge Frau heuerte einfach ein paar Burschen aus ihrer faschistischen Gruppe an, die in die Schule eindrangten und den Lehrer kurzerhand erschossen. Carlo Gammed starb 1921, kurz danach ergriff Mussolini die Macht und die Justiz ließ die Mörder laufen. Heute noch kommen Repräsentanten der sozialistischen Partei Pisa einmal im Jahr auf den jüdischen Friedhof und legen einen Kranz ▶



Grab von Carlo Gammed, eines der ersten Opfer des italienischen Faschismus



zum Gedenken an den jungen Lehrer nieder. Eine undenkbare Handlung auf einem jüdischen Friedhof. Aber hier am „cimitero ebraico di Pisa“ geht es eben nicht ganz so streng zu wie anderswo.

In der hintersten Ecke des Friedhofs, parallel zur mittelalterlichen Stadtmauer, findet sich eine kleine Steinwand. Sie ist gerade lang genug, um ein mächtiges, in der Regel verschlossenes Tor zu verdecken, das direkt auf die Piazza del Duomo führt. Die unscheinbare Mauer begründete einen der wenigen Konflikte zwischen den christlichen und jüdischen Bürgern von Pisa. Im Jahr 1961 war Papst Paul VI. zu Besuch in der Stadt. Aus Sicherheitsgründen wollte man den Heiligen Vater nicht über den offenen Platz zur Kathedrale bringen, sondern durch das verborgene Tor des damals für die Öffentlichkeit noch nicht zugänglichen jüdischen Friedhofs. Doch unmittelbar vor dem Durchgang gab es eine Reihe von Gräbern, über die der Papst hätte mühevoll steigen müssen. Also trat man an die israelitische

Gemeinde mit der Bitte heran, die Toten umzubetten. Das jedoch gestattet die jüdische Religion nicht. Schließlich wurde ein Kompromiss gefunden. Die Toten durften in ihrer Ruhestatt im Schatten der Stadtmauer verbleiben, nur die Steine wurden versetzt. Vor dem parallel stehenden Mäuerchen auf der „jüdischen Seite“ sieht man jetzt eine Reihe von dicht nebeneinander liegenden Grabsteinen, jene die verlegt wurden, allzu knapp neben jenen, die sich bereits seit Jahrhunderten hier befinden.

Das gute Verhältnis zwischen den Pisaner Christen und Juden hielt auch der Prüfung durch den Faschismus stand. Die meisten Mitglieder der jüdischen Gemeinde überlebten, zum Teil von Helfern versteckt, zum Teil in ihren eigenen Häusern. Tragisch jedoch verlief das Schicksal des Präsidenten der israelitischen Gemeinde. Am 1. 8. 1944, knapp vor der Befreiung Pisas durch die Amerikaner und jüdische Einheiten der britischen Armee, die mehr als ein Jahr lang die Stadt vom anderen Arno-Ufer her belagert hatten, starb er im Kugelhagel abziehender deutscher Soldaten. Giuseppe Pardo Roques war in seinem Haus mit einigen anderen Juden, aber auch christlichen Freunden beim Abendessen gesessen, als plündernde Soldaten eindrangen. Sie erschossen die ganze Abendgesellschaft und machten sich mit ihrer Beute aus dem Staub. Am 2. 9. 1944 waren die Amerikaner in Pisa, zweiunddreißig Tage nach dem absurden Tod des Präsidenten der Gemeinde. „Soccorso di Pisa“ sagt das Wörterbuch, steht im Italienischen für „zu spät gekommene Hilfe“.

Mit besonderem Stolz schließlich wird dem Besucher die Grabstätte von Giacomo Barone di Castelnovo gezeigt, der 1886 hier begraben wurde. Er begann seine erstaunliche Karriere als Leibarzt des Königs Umberto I. und diente später auch dessen Nachfolger Vittorio Emanuele. Als Vertrauensperson wurde er gegen Mitte des 19. Jahrhunderts zu Finanzverhandlungen mit dem Sultan von Tunis entsandt. Diesen überzeugte er so sehr, dass er bald vom Verhandlungspartner zu seinem behandelnden Arzt wurde. Ein Jude, der Botschafter des katholischen Italiens wurde, wurde dann gar noch Leibchirurg eines bedeutenden „musulmano“.

Am jüdischen Friedhof von Pisa liegen Spanier und Portugiesen, Deutsche und Polen, Tschechen und Ungarn, Russen und Italiener – und es liegt hier ein Stück europäischer Geschichte verborgen, bereit entdeckt zu



Fotos: © Siedler Verlag, Berlin

Konrad Adenauer empfängt Werner Breitschopp und Bruno Beyersdorf im Bundeskanzleramt in Bonn. Die beiden Buben hatten das Paket zur Polizei gebracht. Zum Dank schenkt Adenauer ihnen goldene Armbanduhren.

## Das verheimlichte Attentat

| Der deutsche Kanzler Konrad Adenauer war im März 1952 Ziel eines Bombenattentats. Ein Polizeibeamter wurde getötet, als er versuchte, die Bombe zu entschärfen. Das enthüllt der deutsche Journalist Henning Sietz in seinem neuen Buch. Dahinter könnten Mitglieder einer radikalen zionistischen Splittergruppe gesteckt haben – eindeutige Beweise dafür bleibt der Autor jedoch schuldig. |

**Von Danielle Spera**

Ein Journalist auf der Suche nach einer Geschichte. Alltäglich. Langweilig, wenn sich nichts Großartiges findet. Doch plötzlich stößt er auf eine kleine Notiz in einer Zeitung und merkt nach kürzester Zeit, dass er etwas Sensationelles in der Hand hat: ein versuchtes Attentat auf den deutschen Kanzler Konrad Adenauer. Tatsächlich erinnert man sich nicht, jemals von einem Attentatsversuch auf Adenauer gehört zu haben, wo noch dazu ein Polizeibeamter getötet wurde. Ein Attentat, das offensichtlich mehr oder weniger totgeschwiegen wurde. Scheinbar war niemand daran interessiert, die Hintergründe aufzudecken, die Akten werden Ende der 70er Jahre ohne Ermittlungserfolg geschlossen. Der Journalist aber gibt sich damit nicht zufrieden, ein geradezu detektivisches Interesse erwacht, er vertieft sich in die Materie, bis er Informationen über die Hauptverdächtigen bekommt, die früheren Ermittler aufspürt und praktisch beginnt, den Fall neu aufzurollen.

Er verfasst einen Artikel für die Frankfurter All-

gemeine Zeitung, sein Chefredakteur erklärt ihm: Machen Sie ein Buch daraus. Henning Sietz nimmt den Rat an und schreibt ein Buch: Im Mittelpunkt steht die Frage: Warum sollte dieser Fall weder verfolgt noch aufgeklärt werden? Immerhin war der Bundeskanzler der jungen Bundesrepublik Deutschland Ziel eines Attentats gewesen. Was also war geschehen?

Im März 1952 explodiert im Keller des Polizeipräsidiums von München eine Bombe. Wenige Stunden zuvor hatten zwei Buben auf dem Hauptbahnhof ein Paket von einem Unbekannten übernommen. Sie sollten das Päckchen, adressiert an den damaligen deutschen Kanzler Adenauer, zur Post bringen. Doch die beiden werden stutzig, als der Unbekannte ihnen folgt. Sie bringen das Paket statt zur Post zur Polizei. Der Sprengmeister wird gerufen, er findet in dem Paket den zweiten Band eines Brockhaus-Lexikons, öffnet ihn und fliegt dabei in die Luft. Der Sprengstoffexperte stirbt an Ort und Stelle, zwei Polizisten werden schwer verletzt. Man schreibt den 27. März 1952.





Konrad Adenauer bei seinem einzigen Besuch in Israel im Mai 1966, mit dem ehemaligen Ministerpräsidenten David Ben-Gurion in dessen Wohnsitz im Kibbuz Sde Boker

Fünf Tage zuvor haben in der Nähe von Den Haag die historischen Verhandlungen zwischen deutschen und israelischen Unterhändlern über das Wiedergutmachungsabkommen begonnen. Es soll der Bundesrepublik die Rückkehr in die Gemeinschaft der Völker ermöglichen und Israel die finanzielle Rettung sichern.

Kurz darauf werden zwei weitere Briefbomben, adressiert an die deutsche Delegation bei den Wiedergutmachungsverhandlungen, entdeckt und entschärft.

Am 1. April 1952 gehen Bekenner schreiben bei verschiedenen Nachrichtenagenturen ein. Darin werden die Wiedergutmachungsverhandlungen vehement abgelehnt. Eine „Organisation jüdischer Partisanen“ schreibt: „Die Welt soll wissen, dass das jüdische Volk niemals die Rückkehr der Deutschen in die Gemeinschaft der Völker zulassen kann.“

Tatsächlich waren viele Israelis über den Beschluss der Knesset, mit Deutschland zu verhandeln, empört: Man wollte von den Deutschen kein Blutgeld für den millionenfachen Mord. Vor der Knesset kam es sogar zu Ausschreitungen.

Jüdische Zeitungen schrieben allerdings damals, dass die unterzeichnende Organisation ihnen völlig unbekannt sei und dass jeder Beweis, dass das Attentat auf Konrad Adenauer von radikalen Juden verübt worden sein könnte, fehle.

Am 2. April meldete sich aber im deutschen Generalkonsulat in Marseille ein Mann, der sich weigerte, seinen Namen zu nennen, sich aber für einen jüdischen Emigranten ausgab und

einen anderen jüdischen Emigranten als Täter nannte.

Sietz findet einen der damals leitenden Untersuchungsbeamten und begibt sich mit ihm nochmals auf Spurensuche. Für die Ermittler hatte sich aus vielen Mosaiksteinen ein jüdischer Täterkreis abgezeichnet. Adenauer soll dazu gesagt haben: „Für mich ist das die Tat eines Verrückten. Ebenso wie jeder anständige Deutsche es ablehnt, mit den Wahnsinnstaten sadistischer Gestapoleute identifiziert zu werden, lehne ich es ab, das Judentum mit dem blödsinnigen Fanatismus eines Einzelnen zu belasten, nur weil dieser zufällig Jude ist.“

Auch Henning Sietz glaubt nach seinen Nachforschungen fest daran, dass eine Splittergruppe der „Irgun Zvai Leumi“ hinter dem Attentat steht. Diese radikale zionistische Untergrundbewegung, die mit Terroranschlägen gegen die Briten in Palästina kämpfte, ist nach der Gründung Israels aufgelöst worden. Sietz stellt die Theorie auf, dass sich aber nicht alle „Irgun“-Mitglieder mit der Auflösung zufrieden gaben, sondern auf eigene Faust weiter aktiv geblieben sein könnten.

Sietz schildert ausführlich die Geschichte der „Irgun“ und den Einsatz konkurrierender jüdischer Untergrundgruppen in Europa, die um Einfluss in Israel kämpften. Der Autor nennt 15 Personen aus diesem Kreis, die er als Drahtzieher des Adenauer-Attentats ausmacht. Interessantes Detail am Rande, auch der anerkannte Psychotherapeut Moshe Feldenkrais war bei „Irgun“ aktiv und 1948 an einem Attentat auf ein britisches Militärlager in Deutschland beteiligt.

Eine von unzähligen Aktionen, um die Briten zu zwingen, den Zuzug jüdischer Einwanderer nach Palästina zu gestatten.

Sietz beschreibt detailliert, woran die Ermittlungen scheiterten, beweisen kann er allerdings nichts und so steht auch am Ende des Buches kein Täter fest. Allerdings skizziert der Hamburger Journalist die Situation in der Bundesrepublik genau. Allein durch seine Schilderung jener Personen, die mit der Ermittlung betraut sind, lässt sich die Stimmung in Deutschland nach dem Krieg gut nachvollziehen. Im neuen Bundeskriminalamt setzt sich das Personal aus hochrangigen nationalsozialistischen Beamten zusammen, die reiche Erfahrung beim organisierten Töten von Juden gesammelt hatten. Dass diese Beamten dann in den 50er Jahren jüdische Verdächtige verhören, also jüdische Partisanen von ehemaligen SS-Männern befragt werden, beschreibt die unappetitliche Situation sehr treffend und lässt tief blicken.

Im Laufe des Buches geht Sietz bei den unterschiedlichen Aspekten, die den von ihm vermuteten Hintergrund des Adenauer-Attentats bilden, sehr ins Detail. So sehr, dass man bei der Lektüre fast vergisst, was eigentlich Thema sein sollte. So widmet er zum Beispiel einige Seiten ausführlichst der Technik des Bombenbaus, oder geht bei zu Unrecht Verdächtigten so sehr in Einzelheiten, dass der rote Faden im Unendlichen an Detailinformationen verloren geht.

Schlusspunkt des Buches bilden zahlreiche Vermutungen über die Hintergründe des Attentats auf Adenauer. Dabei bemerkt Sietz, dass es wohl nicht plausibel sei, dass „verbohrte Alt-Nazis, verbitterte SS-Männer oder wild gewordene Landser“ das Attentat begangen hätten. Ein Aspekt, der zwar im ganzen Buch nicht erwähnt wird – ein Gedanke, der einem aber doch bei der Lektüre hie und da durch den Kopf geht. Auch den tschechischen Nachrichtendienst schließt Sietz aus, denn der Anschlag (sprich die Bauart der Bombe und die „Übergabe“) seien „unter dem Niveau dieses Geheimdienstes“ gewesen. Daher muss sich alles ausschließlich auf eine Gruppe radikaler Juden konzentrieren, die ja tatsächlich im Kern der Ermittlungen stand, schreibt Sietz.

Oder auch nicht, denn handfeste Beweise fehlen bis heute. So plausibel die nüchterne und sachliche Darstellung auch klingen mag, die Tatsache, dass sich Sietz letztendlich doch auf Spekulationen einlassen muss, da einwandfrei belegte Tatsachen fehlen, macht seine Theorie heikel, umso mehr als sie – vom Autor ungewollt – von Anhängern der „Weltverschwörungs-

theorie“ ausgeschlachtet werden könnte. Was bleibt ist ein interessanter Einblick in den politischen Alltag der 50er Jahre in Deutschland, Frankreich und Israel.

*Henning Sietz: Attentat auf Adenauer  
Die geheime Geschichte eines politischen Anschlags; Siedler Verlag, Berlin 2003; 341 S.,  
Abb., 19,90 Euro*

כתיבה וחתימה טובה

**Dr. Thomas Fried**

1010 Wien, Gonzagagasse 11, Tel: 01/533 04 33

**wünscht allen Freunden, Bekannten und**

**Klienten ein glückliches neues Jahr!**



**Med.-Rat Dr.  
Timothy B. Smolka  
und Prof. Dr.  
Franziska Smolka**

wünschen allen Freunden,  
Bekannten und Patienten ein gutes  
und glückliches neues Jahr!

**כתיבה וחתימה טובה**

**כתיבה וחתימה טובה**

**Dr. Danielle  
Engelberg-Spera  
Mag. Martin  
Engelberg  
Sammy, Rachel und  
Deborah**

wünschen allen Freunden  
und Bekannten  
ein glückliches neues Jahr!

**כתיבה וחתימה טובה**

**LISKA**

wünscht allen Kunden,  
Freunden und Bekannten  
ein glückliches neues Jahr!

# Es ist unmöglich, weil unwahr!

## MEINUNG

„Wie ist es möglich, dass das gesamte Spendenaufkommen für den Stadttempel 20.000 Euro pro Jahr beträgt und der Stadttempel ein Defizit von 380.000 Euro pro Jahr hat?“

(Aus: Die Gemeinde Nr. 552, Juli 2003) – Es ist unmöglich, weil unwahr!

Die Kündigung des langjährigen Oberkantors Shmuel Barzilai gilt für die IKG-Führung als eine der wichtigsten Maßnahmen zur Sanierung der Finanzen. Nicht nur menschlich, sondern auch sachlich gesehen ist dieser Schritt jedoch völlig verfehlt. Denn ähnlich wie die Annahme, man könne über die Restitutionszahlungen der Republik die akuten Geldprobleme der Gemeinde lösen, ist auch die Kündigung des Oberkantors das Resultat einer (falschen) Milchmädchenrechnung.

Absurd daher auch der Vorschlag des IKG-Präsidenten, wer den Oberkantor wolle, solle dafür selbst aufkommen\*.

Betrachtet man die Budgetziffern der IKG, so weist der Wiener Stadttempel (im Rahmen der Kostenstellenübersicht der IKG unter der Position „Kultus“ geführt) für 2003 ein (geplantes) Defizit von 356.000 Euro aus. Dabei fließen gerade dem Stadttempel hohe Einnahmen zu. Und wenn man die Zahlen genau liest, so zeigt sich auch, dass dieses behauptete Defizit in keinsten Weise der Realität entspricht.

Die Einnahmen: Aus dem Verkauf der Tempelkarten lukriert die IKG einen Betrag von jährlich 110.000 Euro. Die Spenden betragen rund 60.000 Euro, wovon aber nur 20.000 Euro dem Tempel zugute kommen – ein Umstand, der den Tempelvorstand jetzt dazu veranlasste, ab sofort die innerhalb des Tempels ausgesprochenen Spenden ausschließlich dem Tempel zukommen zu lassen.

Die Ausgaben: Der Löwenanteil sind Personalausgaben in der Höhe von 418.000

Euro. Dabei sind die Ausgabenposten „(Ober)Kantor“, „Tempelchor“, „Schammes“ und auch teilweise das Servicepersonal eindeutig dem Tempel zuzurechnen, ebenso die Ausgabenposten „Kidduschim“ sowie „Gottesveranstaltungen“. Der verbleibende, nicht unbedeutende Rest aber bezieht sich auf Aktivitäten, die mit dem Tempel wenig zu tun haben, wie etwa die Bezahlung der Religionslehrer in den Schulen, die (volle) Zuordnung des Oberrabbiners zum Stadttempel, inklusive der primär durch das Oberrabbinat verursachten Repräsentationskosten, die Position „Mieten“ sowie mehrere hunderttausend Euro als Subventionen an diverse Bethäuser und religiöse Vereinigungen (z. B. Khal Israel, Misrachi etc.).

Wenn man nur die Ausgaben berücksichtigt, die wirklich dem Stadttempel zuzuordnen sind, kommt man auf Ausgaben von maximal 250.000 Euro, davon abgezogen die Einnahmen aus Verkauf der Tempelkarten und Spenden (insgesamt 170.000 Euro) ergibt ein tatsächliches Defizit von 80.000 Euro – und nicht 356.000 Euro, wie von der Gemeindeverwaltung behauptet.

Hier wird also, bewusst oder unbewusst, mit falschen Zahlen operiert.

Daher sei die IKG-Führung an dieser Stelle an das Statut der IKG, Punkt II (Aufgaben der Kultusgemeinde) erinnert, der da lautet: „Insbesondere sorgt die Kultusgemeinde: a) für die Errichtung, den Bestand und die Erhaltung gottesdienstlicher Anstalten und ritueller Einrichtungen, für die regelmäßige Abhaltung des öffentlichen Gottesdienstes ...“

Wo, wenn nicht in diesem Stadttempel, will die IKG diesem essentiellen Auftrag Folge leisten?

## **Dr. Martin Scharf**

Facharzt für innere Medizin

Additivfacharzt für Gastroenterologie

und Hepatologie

Tel: 0699/11 82 90 30

wünschen alle Freunden, Bekannten und

Patienten ein glückliches neues Jahr

**שנה טובה**

**כתיבה וחתימה טובה**

## **Pierre Lopper**

wünscht allen

Freunden und Bekannten

ein glückliches neues Jahr!

**כתיבה וחתימה טובה**

## **Alexia Werneger**

wünscht allen Freunden und

Bekannten ein

glückliches neues Jahr.

**כתיבה וחתימה טובה**

## **Konstanze und Kenneth Thau**

wünschen allen Freunden und

Bekannten ein

glückliches neues Jahr.

Ein gutes, gesundes und  
glückliches neues Jahr wünschen

## **Anita und Michi Schnarch**

**שנה טובה**

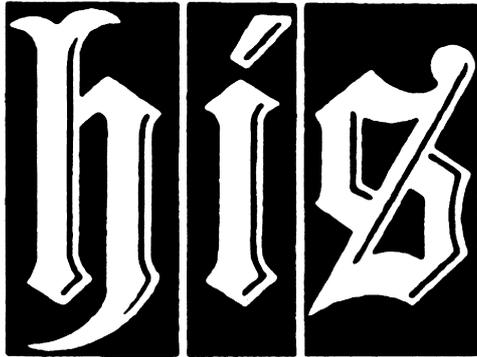
## **Jewish Welcome Service Vienna und Dr. Zelman**

wünschen allen Freunden

und Bekannten

ein glückliches neues Jahr!

**שנה טובה**



# HERRENMODE

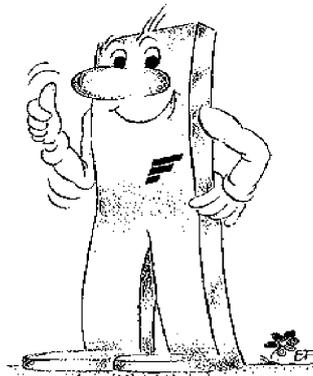
*Victor Wagner & Glass*

**Zentrale:** 1160 Wien, Thaliastraße 74

Tel: 480 81 11, FAX: 480 81 11 / 22

# **FRANKSTAHL**

*that's quality*



FRANKSTAHL  
Rohr- und Stahlhandelsgesellschaft m. b. H.  
Lager und Verkauf  
A-2353 Guntramsdorf  
Frankstahlstr. 2  
Tel.: 01/531 77-0  
Fax: 01/531 77-501  
E-Mail: [office@frankstahl.com](mailto:office@frankstahl.com)  
[www.frankstahl.com](http://www.frankstahl.com)

# Eine historische Sitzung

Von Martin Engelberg

Über mehrere Wochen entstand der Eindruck, dass sich alles auf eine entscheidende Sitzung im Juni 2003 zuspitzen würde, in welcher der Kultusvorstand weitreichende und einschneidende Kürzungen und Kündigungen beraten und beschließen sollte. Ein kursorischer Überblick über eine Sitzung von erwarteter historischer Tragweite.

Ein Gedächtnisprotokoll: 1. Tagesordnungspunkt: Bau einer Synagoge in Baden. Es herrscht einigermaßen Verwunderung darüber, dass in Zeiten, wo dramatische Kürzungen beschlossen und langjährige Mitarbeiter gekündigt werden sollen, der Neubau einer Synagoge in Baden diskutiert wird, für eine sehr, sehr kleine Gemeinde mit einem Kostenaufwand für die IKG von 500.000 Euro.

Ausführliche Diskussion, wobei bemerkenswerterweise gerade aus den Reihen der Präsidentenpartei „Atid“ Kritik kommt. Nach ca. 45 Minuten wird der Antrag zur Abstimmung gebracht. Ergebnis: 11 Stimmen dafür, bei 23 Anwesenden.

Muzicant (Präsident): „Moment, wie ist das jetzt genau?“

Hodik (Amtsdirektor): „Na ja, 11 Stimmen dafür, bei 23 Anwesenden, das heißt der Antrag ist nicht angenommen.“

Muzicant: „Haben wir jetzt richtig gezählt? Bochor? (Bochor Alaew, Bucharische Liste) Hast du aufgezeigt?“

Bochor schaut verwirrt.

Muzicant: „Also so geht das nicht, wir müssen nochmals abstimmen.“

Teichner (Liste „Atid“): „Ari, willst du jetzt wieder abstimmen, so lange bis du eine Mehrheit hast?“

Muzicant: „Gib a Ruh'! So, jetzt stehen einmal alle auf, die dafür sind.“

Ziemliches Durcheinander.

Muzicant: „Also gut, dann machen wir die Abstimmung nochmals und ich rufe alle namentlich auf.“

Muzicant beginnt aufzurufen. Einige Kultusvorsteher geben nur undeutliche oder zögerliche Antworten.

Aufgerufen wird Renate Erbst (Liste „Bund“), sie gibt keine Antwort.

Muzicant: „Was ist, Renate?“

Erbst: „Frag mich später.“

Muzicant ruft weiter auf. Die Antworten der Kultusvorsteher sind zumeist undeutlich oder gar nicht wahrnehmbar.

Am Ende rechnet Muzicant nach: „Ich zähle jetzt 13 Ja-Stimmen bei 23 Anwesenden. Der Antrag ist angenommen!“

2. Tagesordnungspunkt: Die Causa Michel Friedman. Muzicant plädiert vehement dafür, dass sich die IKG mit Friedman solidarisch erklärt, bemängelt, dass sich die anderen jüdischen Gemeinden in Europa sehr zurückhaltend verhalten. Kultusvorstand Alexander Friedmann (Alternative) sieht deutliche Anzeichen einer Verschwörung gegen die jüdische Gemeinde und Friedman in Deutschland. Muzicant möchte Friedmanns Wortmeldung gleich als Stellungnahme der IKG verwenden. In einem wilden Durcheinander beginnen die 23 Kultusvorsteher an dem Text zu arbeiten, bis Friedman vorschlägt, den Text draußen fertig zu stellen, worauf er mit einigen anderen Kultusvorstehern die Sitzung verlässt und in einen anderen Raum geht.

3. Tagesordnungspunkt: Technische Angelegenheiten. Dabei werden ausführlich anstehende Arbeiten in den Häusern der IKG diskutiert. Ein Unterpunkt, der Verkauf eines 1/8 Anteils der Kultusgemeinde an einer Liegenschaft, wird besonders diskutiert.

Bisher sind bereits ca. 2 Stunden der Sitzung vergangen.

4. Tagesordnungspunkt: Präsidialbericht. Der Präsident berichtet über die laufenden Verhandlungen mit der Bundesregierung und über den großen Erfolg der Solidaritätsaktion, im Zuge derer mehrere hundert Unterschriften prominenter Österreicher eingegangen sind. Die Kronen Zeitung habe sich bereit erklärt, sie zu veröffentlichen (aner kennendes Raunen im Kultusvorstand). Künstler und Intellektuelle haben eine eigene Unterstützungsaktion gestartet. Frage Kultusvorsteher Roth (Liste „Atid“): „Und hat das in den Verhandlungen mit der Regierung etwas bewegt?“

Muzicant: „Nein.“

Mittendrin kommt Kultusvorsteher Friedmann

mit den anderen Kultusvorstehern mit dem Entwurf für die Resolution in Sachen Michel Friedman wieder zurück, die Diskussion über die Verhandlungen mit der Regierung wird unterbrochen.

Friedmann liest den Text vor, einige Kultusvorsteher äußern Bedenken, dass der Text zu sehr an Verschwörungstheorien hängt, darauf wird der Text von den 23 Kultusvorstehern diskutiert, korrigiert, umgeschrieben usw. Die Situation wird unüberschaubar, irgendwann wird die Diskussion abgebrochen, Friedmann damit beauftragt, den Text allein fertig zu stellen.

Nunmehr soll über künftige Kürzungen und Kündigungen gesprochen werden, worauf das Publikum, mit Ausnahme früherer Kultusvorsteher, die berechtigt sind, auch geschlossenen Sitzungen beizuwohnen, den Festsaal verlassen muss.

Muzicant weist darauf hin, dass hinsichtlich der Kündigungen keine Namen und keine Details genannt werden dürfen, so dass auch in der geschlossenen Sitzung vollkommen unklar bleibt, ob und wie viele oder welche Mitarbeiter der IKG gekündigt werden sollen.

Bei den Budgetpunkten Tempel und Zeitung „Die Gemeinde“ wird jeweils der Beschluss gefasst, die Kürzungen nicht vorzunehmen, sofern es dem Tempelvorstand bzw. der Redaktion der „Gemeinde“ gelingen sollte, ihr jeweiliges Defizit durch Fundraising abzudecken. Im Zuschauerraum befindet sich die Fundraiserin der IKG, Hanni Haber, sie runzelt die Stirn und ist skeptisch, ob die von ihr angesprochenen Gemeindeglieder auch noch von anderen Institutionen der IKG angezapft werden können. In Sachen Tempel wird ein offener Brief an den Kultusvorstand verlesen, der von etwa 80 Gemeindegliedern unterzeichnet ist, die sich dafür aussprechen, den Oberkantor des Stadttempels, Barzilai, nicht zu kündigen.

Der Präsident zeigt sich sehr verärgert darüber, dass in der Gemeinde bekannt wurde, dass der

Oberkantor gekündigt werden soll. In der Sache selbst äußert er seine Meinung dahingehend, dass in allen Bereichen gekürzt werden müsse und daher im Stadttempel keine Ausnahme gemacht werden könne. Darüber hinaus würden die Besucher des Stadttempels jährlich nur 20.000 Euro an Spenden aufbringen, was geradezu lächerlich im Verhältnis zu den dort anfallenden Kosten wäre. Er ärgere sich darüber, dass diese Leute die IKG seit Jahrzehnten nur als Melkkuh ansähen und keinen eigenen Beitrag leisten wollten.

Dann werden die Namen der Unterzeichner verlesen. Dabei erfolgen immer wieder Zwischenrufe wie „Der geht doch eh nie in den Tempel“ oder „Die sind doch gar keine Mitglieder in der IKG“ oder „Die haben mir gesagt, dass sie gar nicht wissen, dass sie auf dieser Liste stehen“. Zwei Kultusvorsteher geben zu bedenken, dass die Kultusgemeinde mit der Kündigung des Oberkantors eine sehr alte Tradition bricht, die immer ein besonderes Merkmal des Stadttempels war. Eine weitere Diskussion erfolgt nicht.

Nächster Punkt: Chabad. Es klingt, als ob ein Krieg ausgebrochen wäre. Im Zusammenhang mit Rabbiner Biderman wird nur noch von Ausricksen, Hintergehen, von jemandem, der der IKG großen Schaden zufüge, gesprochen und davon, wie die IKG „zurückschlagen“ werde. Nachdem Chabad ein zusätzliches Haus angemietet hat und nachdem berichtet wurde, dass es ein Treffen zwischen Biderman, Ronald Lauder und Bundeskanzler Schüssel gegeben habe, geht man davon aus, dass sich die Chabad-Gemeinde immer mehr selbständig machen möchte. Die IKG beschließt, Chabad alle Subventionen zu streichen und in keiner Weise mehr zusammenzuarbeiten. Zwei nachdenkliche Wortmeldungen von religiösen Mandataren des Kultusvorstandes verhallen ungehört. Inzwischen ist es Mitternacht, der Zuschauerraum hat



Fotos: ©Peter Rigaud

# Acht Antworten an meinen Präsidenten

## MEINUNG

Zuerst aber die Vorgeschichte: Am 23. Juni erging ein Brief an den Kultusvorstand, in dem rund achtzig Personen bzw. Familien ihre Bestürzung über die Kündigung von Oberkantor Shmuel Barzilai zum Ausdruck brachten (ich sollte vielleicht besser sagen: „... wagten zum Ausdruck zu bringen“).

Einen Monat (!) später erfreuten sich einige der Unterzeichnenden eines Antwortschreibens ihres Kultuspräsidenten, das – anstatt Antworten – acht oberlehrerhafte Fragen enthielt.

Daher, lieber Ari, hier der Versuch einer Beantwortung deiner Fragen, der das Wohlwollen eines Kultusvorstandes finden möge, der die Gemeinde offensichtlich bereits als Privatbesitz zu betrachten beginnt.

**Zu deiner ersten Frage: „Ist Ihnen bewusst, dass die Kultusgemeinde seit 58 Jahren mehr ausgegeben als eingenommen hat, Schulden hat und nun der Zeitpunkt gekommen ist, wo keine Schulden mehr gemacht werden können?“**

Ja, es ist uns bewusst! Wie könnte es uns auch angesichts des medialen Geschreis entgangen sein. Aber Gegenfrage: Soll und kann es sich die Kultusgemeinde leisten, nach den monetären Schulden jetzt auch noch „humane Schulden“ zu machen? Mit Barzilai wurde kein einziges Gespräch geführt, obwohl bereits die ganze Stadt die bevorstehende Kündigung diskutieren durfte.

**Zu deiner zweiten Frage: „Ist Ihnen bewusst, dass daher 2004 kein Defizit mehr möglich ist? Der Kultusvorstand war gezwun-**



gen, den ursprünglichen Vorschlag der Finanzkommission, wiederum 2,7 Mio. Euro Defizit zu machen, abzulehnen.“

Die genaue Höhe des Defizits ist mir (und vermutlich den meisten Unterzeichnenden) ebenso unbekannt wie der Grund, warum die Kultusgemeinde 58 Jahre lang „gezwungen“ war, mehr auszugeben als einzunehmen – und sich erst heuer von dieser Geißel befreien konnte. Gänzlich unbekannt ist mir allerdings das Motiv, in ein und derselben Kultusvorstandssitzung die notwendigen Kündigungen und gleichzeitig die millionenschwere Kostenbeteiligung am Bau einer Synagoge in Baden zu beschließen (auch wenn mir bekannt ist, dass die öffentliche Hand diesen Bau mit einer hohen Summe unterstützt).

**Zu deiner dritten Frage: „Ist Ihnen bewusst, dass neben dem Tempel und dem Bereich Kultus auch die Bereiche Sicherheit, Schulen, Stipendien, Verwaltung usw. um zwischen 25 und 50 Prozent gekürzt werden mussten?“** Deine Forderung nach Detailkenntnissen wird zwar langsam redundant, aber: Ja, es ist uns – zumindest im Prinzip – bewusst und bekannt.

Weil wir gerade bei den Kürzungen sind: Ist irgendeiner der Kultusvorstände jemals auf die Idee gekommen, Barzilai zu fragen, ob er – angesichts der Situation der IKG – von sich aus mit einer Kürzung seines Einkommens einverstanden wäre?

**Zu deiner vierten (und atemberaubendsten) Frage:** „Ist Ihnen bewusst, dass wir gezwungen waren, weitere 13 Mitarbeiter zu kündigen? Haben diese Personen einen anderen Stellenwert als der Oberkantor? Sollen unsere Kinder in Zukunft ohne den Schutz der Sicherheit die Synagoge besuchen?“

Interessant, welche Logik absolutistisches Denken hervorbringt: Jene, die nicht wollen, dass der Kantor und Lehrer ihrer Kinder kommentarlos hinausgeschmissen wird, sind schuld, dass alle Kinder in Zukunft schutzlos die Synagoge besuchen werden müssen ...

Aber zurück zu deiner Frage: Es ist mir nicht nur bekannt, dass auch noch eine ganze Reihe anderer Mitarbeiter gekündigt wurden, sondern dass darunter sogar solche sind, die ein derart kleines Einkommen hatten, dass ich gerne von dir oder einem Vertreter deiner Wahl den betriebswirtschaftlichen Erfolg dieser Personalkosteneinsparung erklärt bekommen möchte.

**Zu deiner fünften Frage:** „Wissen Sie, dass der Wiener Stadttempel ein jährliches Spendenaufkommen von nur 20.000 Euro bei einem Gesamtaufwand von ca. 550.000 Euro hat ...?“

Machen wir es kurz: Die 20.000 Euro stimmen mit Sicherheit nicht ... und die Einnahmen für die Sitze können ja auch nicht verschwinden wie bei Herzmanovsky-Orlando die Züge hinter Leoben ..., aber das spielt auch gar keine Rolle. Das alles läuft doch darauf hinaus, dass der Ojlem seinen Tempel selbst finanzieren soll (oder zumindest substantieller, als es jetzt passiert). Damit bin ich voll einverstanden. Vor allem: So können in Hinkunft endlich auch alle Kultusvorstände ihre Liebe und Zuneigung zum Tempel nicht nur bloß durch Worte, sondern auch durch „messbare Beiträge“ unter Beweis stellen.

**Zu deiner sechsten Frage:** „Warum appellieren Sie an mich? Warum nehmen Sie es nicht selbst in die Hand?“

Wir sind – in unserem offensichtlich naiven

Demokratieverständnis – davon ausgegangen, dass du ein gewählter Repräsentant bist. Von uns gewählt.

Wenn es dein Amtsverständnis ist, dass der Wähler die Dinge selbst in die Hand nehmen soll, ist es uns auch recht, nur solltest du uns bitte vor der nächsten Kultuswahl wieder daran erinnern. Übrigens: Die meisten von uns haben es schon in die Hand genommen und einmal damit begonnen, mit Barzilai zu reden. Du würdest dich wundern, was das allein schon bewirkt.

**Zu deiner siebenten und achten Frage:** „Warum ist die Kultusgemeinde für Sie ein Amt, eine Behörde, an die man nur Forderungen stellen kann ... Warum nehmen Sie seit Jahrzehnten die Leistungen der Kultusgemeinde als selbstverständlich ...?“

Wir sind am Kern des Problems angelangt. Es ist nämlich genau umgekehrt!

Wir dachten, wir appellieren von Mensch zu Mensch. Wir waren überzeugt, dass selbst die schmerzlichsten Schritte (wenn sie überhaupt gemacht werden müssen) so gemacht werden können, dass die Ehre und Würde der Betroffenen respektiert wird ... Heute wissen wir, dass wir mit einer Behörde kommuniziert haben.

Lieber Ari, da wir gerade so angeregt miteinander plaudern, muss ich dir noch eines sagen: Du hast es doch tatsächlich geschafft, durch ständiges lauthalses Verknüpfen der beiden Themen „Restitution“ und „die IKG ist pleite!“ die Zahlung der Bundesregierung so aussehen zu lassen als ob diese „netten Leut!“ der armen Kultusgemeinde einen finanziellen Rettungsring zuwerfen und nicht mit einem lächerlichen Teil eine jahrzehntealte Schuld abzutragen beginnen.

Du beendest dein Schreiben mit der Anmerkung, dass du von uns – „deinen Gemeindegliedern“ – weniger Ezzes und mehr Engagement erwartest. Ich hoffe, mit der engagierten Beantwortung deiner Fragen in deinem Sinne gehandelt zu haben.



Menasse zu Javor: „Wir werden ja seit Anbeginn dieser Zeitung dafür kritisiert, dass wir kritisieren.“

## Dajgezzen und chochmezzzen

| *Erwin Javor und Peter Menasse dajgezzen\* und chochmezzzen\*\* über die Frage, ob und wann NU kritisieren darf.* |

*Menasse:* Wir haben – wenn auch nur indirekt – einen strengen Verweis von Präsident Muzicant bekommen. Er sagte in einem Interview im „profil“ auf die Frage, wie er es mit Kritik an seinem Führungsstil halte: „Ich agiere immerhin auf einstimmigen Beschluss des Kultusvorstands, habe somit – im Gegensatz zu diesen Kritikern – eine demokratische Basis.“

*Javor:* Es fragt sich halt nur, wo können sich Kritiker demokratisch wählen lassen? Es muss ja nicht immer gleich einstimmig sein. Vielleicht sollten wir eine Kritikerzulassungsbehörde anregen, die unter Vorsitz von Präsident Muzicant tagt und ihre Beschlüsse – wie in der Demokratie üblich – immer einstimmig fasst.

*Menasse:* Das stelle ich mir nett vor: Der Präsident erscheint, verliest einen Antrag von

NU, die Arbeit des Kultusvorstands kritisieren zu dürfen, und es beginnt eine angeregte, differenzierte Diskussion der würdigen Herren. Schließlich lässt der Präsident so lange abstimmen, bis Einstimmigkeit herrscht. Das Ergebnis der Beratungen wird NU schriftlich übermittelt. Oj, täten wir viele schwarze Balken brauchen.

*Javor:* Und was passiert, wenn sich NU nicht an das Kritisier-Verbot hält? Da fällt mir eine Geschichte von Hans Weigel ein. Er war unter anderem auch Theaterkritiker. Eines Tages wurde er von der Burgtheater-Diva Käthe Dorsch öffentlich gehohlet, weil sie sich von seiner Kritik ungerecht behandelt fühlte. Beim darauf folgenden Prozess plädierte der als Zeuge geladene Raoul Aslan mit großer Geste gar dafür, am Kritiker Weigel die Todesstrafe zu vollziehen. Da wären wir mit einer Kritikerzulassungsbehörde ja noch gut dran.



Menasse: „Anpassung widerspricht der jüdischen Tradition.“

*Menasse:* Wir werden ja seit Anbeginn dieser Zeitung dafür kritisiert, dass wir kritisieren. Das gerne verwendete Argument – auch diesmal haben wir wieder einen Leserbrief in dieser Richtung bekommen – lautet, man dürfe nicht kritisieren, weil das unsere Feinde stärke. Das Gebot der Stunde sei: zusammenzurücken und die Reihen dicht geschlossen zu halten.

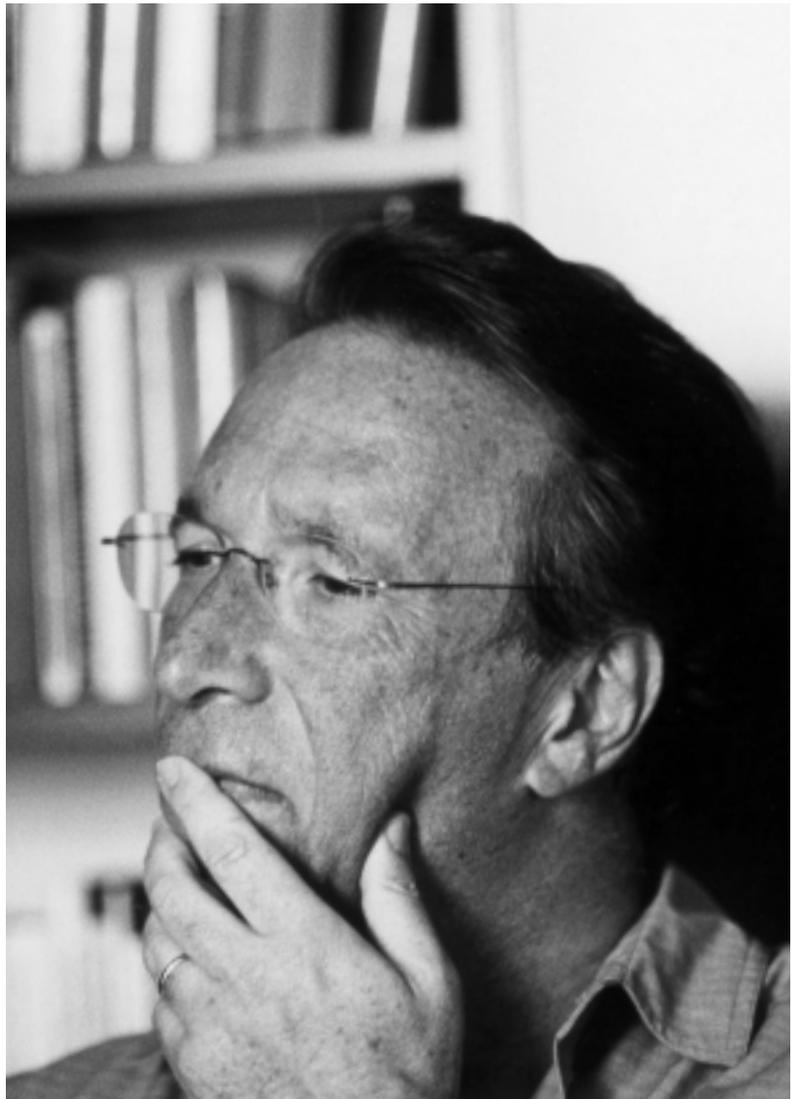
*Javor:* Vor allem sagt man immer, der Zeitpunkt sei falsch gewählt. Das erinnert mich an eine Geschichte in der Tante Jolesch, wo der Staatsanwalt dem Einbrecher in einem Fall vorwirft, er habe feige im Schutze der Dunkelheit seine Untat begangen, und im anderen Fall argumentiert, die Bosheit der Tat bestehe darin, dass sie frech am helllichten Tag verübt worden sei. Darauf hat dann der jüdische Anwalt jene Frage gestellt, die auch uns so beschäftigt: „Wann, Herr Staatsanwalt, soll mein Klient denn einbrechen gehen?“

*Menasse:* In Wirklichkeit müsste jede Institution – und daher auch die Kultusgemeinde – nur froh sein, wenn sie von Freunden konstruktiv kritisiert wird. Weil nur so kann man falsche Entwicklungen korrigieren, die

man von innen nicht erkennt.

*Javor:* Je autoritärer ein System ist, desto rigider reagiert es auf Kritik. Heute analysiert der Präsident die verfahrenere Situation rund um die Finanzen der Kultusgemeinde mit ähnlichen Argumenten, wie wir sie im NU vor einigen Jahren schon vorgelegt haben. Damals haben wir dafür höchste Schelte bekommen und man hat uns vorgeworfen, „Nestbeschmutzer“ zu sein.

*Menasse:* Eigentlich widerspricht diese Forderung nach völliger Anpassung ja auch der jüdischen Tradition. Nationalistische Appelle, wie das „Seid einig“ von Dollfuß oder Schüssels „Schulterschluss“ gegen die EU-Kritik, sind doch der Weg der anderen. Wir sind durch die Geschichte gelehrt worden, dass man mutig und unbeirrt auf falsche Entwicklungen hinweisen und auch sich selbst der Kritik unterziehen muss.



Javor: „vielleicht sollten wir eine Kritikerzulassungsbehörde anregen!“

# Kritik der IKG? Ja! Gerade jetzt!

## MEINUNG

Ein Streitgespräch zwischen Rafael Schwarz\* und Martin Engelberg anlässlich seines Kommentars in „NU“ (Juni 2003) und Standard („Streit um Kultusgemeinde: Auch eine Frage des Stils“) vom 18. Juli 2003

Sehr geehrter Herr Mag. Engelberg,  
Kritik an der Gemeindeführung: O.K., warum nicht! Aber in aller Öffentlichkeit? Zum jetzigen Zeitpunkt? Ist das nötig? Ich bin sehr enttäuscht. Hätte ich von einem so intelligenten Menschen nicht erwartet! Wir haben genug Feinde auch so!

Mit freundlichen Grüßen,  
Mag. Rafael Schwarz

*Lieber Rafael,  
vorneweg: Es liegt mir näher mit dir per du zu sein – und wenn es nur deswegen ist, weil wir im selben Schil dawenen\*\*. Es ehrt mich, dass du mich für einen intelligenten Menschen hältst, ich hatte denselben Eindruck auch von dir – dann lass uns doch einmal ein bisschen Argumente austauschen: Ich denke, dass mein Kommentar eine ganze Reihe von Gedanken, Behauptungen, Feststellungen usw. beinhaltete. Diese waren zum Teil schwerwiegend. Dann finde ich es bemerkenswert, dass du mir einzig und allein vorwirfst, mit meiner Kritik an die Öffentlichkeit gegangen zu sein. Du bist mir nicht böse, wenn ich also – vielleicht ganz Psychoanalytiker – das Gefühl habe, dass du mir vielleicht in der Sache selber durchaus Recht gibst? Dein Argument ist verkürzt so: Kritik an der Gemeindeführung – in der (österreichischen/nicht-jüdischen) Öffentlichkeit – macht mehr Feinde.*

*Witzig: Ich hatte immer sehr ausführlich argumentiert, dass wir Antisemiten nicht durch unser Verhalten ändern können. So weise ich auch die Argumentation zurück,*



*Ari würde durch sein Verhalten Antisemitismus „erzeugen“, denn diesen Vorwurf hören wir ja immer wieder. Warum sollte dann aber mein Verhalten Antisemitismus erzeugen? Zum richtigen Zeitpunkt: Wann, wenn nicht jetzt, denn die Situation wird eher schlechter werden als besser. Ich meine, dass Aris Auftreten in der Öffentlichkeit marktschreierisch und ohne Gespür ist. Dass seine und die Position der IKG nicht integer ist, also oft auf falschen oder halbweisen Behauptungen beruht und dass diese Tatsache immer offensichtlicher und durchschaubarer wird. Wenn ihm nicht bald Einhalt geboten wird, führt dies bald zu einer Aufsplitterung der Gemeinde.  
Mit besten Grüßen, Martin Engelberg*

Lieber Martin,  
gerne bin ich mit dir auch per du, sah es aber vorerst als ein Gebot der Höflichkeit, dich mit SIE anzusprechen. Aber das „Schil“-Argument überzeugt! Ich gebe dir Recht, dass es in meinem E-Mail primär um die Tatsache ging, dass du deinen Artikel in einer österreichischen Tageszeitung abgedruckt und dich nicht z. B. in der letzten Kultusratssitzung, bei der du ja anwesend warst, zu Wort gemeldet hast! Ich habe deinem Schweigen entnommen, dass du nicht wirklich konträrer Meinung bist. Hingegen bin ich vollkommen deiner Meinung, dass wir deshalb nicht schweigen dürfen, weil wir dadurch Antisemiten produzieren könnten! Diese Meinung vertrete ich auch immer im Bekanntenkreis oder im „Forum gegen Antisemitismus“, wo ich tätig bin. Jene, die sich jetzt „plötzlich“ als Antisemiten zu

erkennen geben, waren es bisher auch (vielleicht aber nur in ihrem Unterbewusstsein!). Wir wissen doch alle über „latenten Antisemitismus“ in unserem Land Bescheid! Aber: Wir schwächen uns nur selber, wenn wir unseren internen Konflikt in die Öffentlichkeit tragen! Wir schwächen uns dann, wenn wir uns selber in den Rücken fallen, obwohl wir schon mit dem Rücken zur Wand stehen! Um es ganz einfach zu sagen: Man muss nicht immer in allen Themen mit der Gemeindeführung einer Meinung sein, aber geben wir unseren Feinden nicht die Genugtuung, dass wir uns selber streiten und dass wir nicht einmal in so schweren Zeiten an einem Strang ziehen können! Und auch wenn einige deiner Argumente im Ansatz (meiner Meinung nach) richtig sind, sollte man unsere Feinde nicht zusätzlich mit solchen Argumenten füttern! Abgesehen davon glaube ich, dass Aris Auftreten gerechtfertigt ist. Nach jahrelangen nicht erfolgreichen Verhandlungen unter Ausschluss der Öffentlichkeit, musste ein anderer Weg gewählt werden. Der Erfolg beweist es. Die IKG hat voriges Jahr zum ersten Mal in ihrer Geschichte eine Vereinbarung über 18,2 Millionen Euro mit den Bundesländern abgeschlossen. An dem Tag, als dein Artikel im Standard erschien, wurde bei Gesprächen mit Bundesministerin Gehler und Landeshauptfrau Klasnic die Hälfte der Summe von der Rechtssicherheit abgekoppelt und als sofortige Zahlung an die IKG beschlossen. Noch nie zuvor hatte die IKG so viel Geld bekommen – Schindel bringt es in seinem „profil“-Kommentar auf den Punkt.

Liebe Grüße, Rafael

*Lieber Rafael,  
zur Kultusratssitzung: Meinst du wirklich, dass ich vom Publikum aus im Kultusvorstand mitdiskutieren sollte? Abgesehen von der Geschäftsordnung sind doch mehr als 24 Mitglieder für eine sachliche Diskussion schon viel zu viel. Aber ich fürchte, dass sich nicht einmal die Mitglieder des Kultusvorstandes wirklich einbringen konnten – leider auch du nicht –, siehe z. B. deine sehr authentische, emotionale und anständige Wortmeldung in Sachen Sicherheit der Chabad-Schule, die – denke ich – doch auf eine unglaublich eiskalte Art und*

*Weise abgetan wurde. Wer kann schon einen Gedanken formulieren, ohne dass einem spätestens nach dem ersten Halbsatz Ari ins Wort fällt oder man im Falle einer übereinstimmenden Meinung mit ihm „im Duett singen muss“ (Zitat Alex Friedmann)? Nein, Rafael, nichts in dieser Sitzung des Kultusvorstandes war dazu angetan, einen wirklichen, ehrlichen, sachlichen Meinungs austausch zu ermöglichen. Zur Kritik in der Öffentlichkeit: Das Argument „gerade in Zeiten wie diesen“ erinnert mich an folgendes Erlebnis: Bei der Rekrutierung für das „Forum gegen Antisemitismus“ hatten wir Ende der siebziger Jahre einen Brief verwendet, der die jüdischen Jugendlichen mobilisieren sollte, „gerade in Zeiten wie diesen“. Dabei fanden wir eine Vorlage, die wunderbar passte – sie stammte, wie ich später herausfand, aus der Mitte der sechziger Jahre. So weit ich weiß, wurde dieser Brief auch noch Ende der achtziger Jahre verwendet. Was ich damit sagen will: Wir Juden hier in Österreich standen, stehen und werden immer mit dem Rücken zur Wand stehen. Daran wird sich (im Großen und Ganzen) nichts ändern. Auch an den zwei anderen Argumenten des NU-Editorials aus dem Jahr 2000 hat sich nichts geändert: „Gerade in einer Zeit, wo wir uns mit Politikern konfrontiert sehen, die nach Fakten und Argumenten suchen, die sie gegen die Kultusgemeinde verwenden können, müssen wir handeln. Beschäftigen wir uns nicht selbst mit dem Aufzeigen von Missständen, deren Aufarbeitung und Beseitigung, so machen es die anderen, Journalisten und/oder Politiker. Aber zu einem Zeitpunkt und in einem Zusammenhang ihrer Wahl und nicht unserer. Das hielten wir für wesentlich unangenehmer und gefährlicher als vermeintliche Nachteile und Risiken einer Aufdeckung und offenen Diskussion in unserer Zeitung ... Viel größerer Schaden würde uns drohen, wenn wir uns wirklich dazu verleiten ließen – mit dem Hinweis auf äußere Feinde –, grundlegende demokratische und moralische Standards zu vernachlässigen, uns hinter einer Führerfigur zu versammeln, deren Agieren, so falsch es auch erscheinen möge, zu dulden und Kritik zu unterdrücken.“ Zur Restitution: Glaubst du wirklich, dass Ari den Typus des*

*aufrechten, mutigen, selbstbewussten Juden erfunden hat und der Einzige weit und breit ist? Dass alle anderen nur ängstliche, gebrochene Ghettojuden sind, die sich nichts trauen? Gebietet es nicht schon alleine der Respekt gegenüber Aris Vorgängern wie Grosz, Hacker etc., deren Einsatz für die jüdische Sache zu würdigen, und anzuerkennen, dass wohl zu jener Zeit eben nur das möglich war, was sie zu erreichen vermochten?*

*Die Restitutionsdiskussion hatte ursprünglich mit einer ganz bestimmten, sogar weltpolitischen Konstellation zu tun: Dass nach der Einigung mit den Schweizer Banken, der Lösung der Zwangsarbeiter-Frage in Deutschland im Jahr 1997/1998 einfach die Zeit für die Restitutionsdiskussion in Österreich gekommen war. Dass der Präsident der USA mit Stuart Eizenstat einen Sonderbeauftragten mit der ganzen Macht der*

*USA eingesetzt hatte, um diese Angelegenheit Land für Land abzuhandeln. Dass schon 1995/1996 immer wieder die Rede davon war, dass bald Österreich drankommen würde, nachdem die Schweiz „erledigt“ werden würde.*

*Aber: Ja, es war Ari, der diesen Ball nach seiner Wahl 1998 sofort aufnahm und auf seine, für ihn so charakteristische Art und Weise spielte. Ich nannte das immer wieder kanadisches Eishockey: fest den Puck nach vorne dreschen und dann nachlaufen – irgendwas wird schon gehen. Ohne Rücksicht ob schön, elegant, aber vor allem ohne Strategie, Überlegung, Taktik, Gespür für die Situation.*

*Heute müssen wir uns die Frage stellen, ob das so gut war und ob die Strategie von Ari, nicht nur in der Restitutionsfrage, gescheitert ist.*

**Von Eldad Beck**

## Deutschland, Israel und die anderen

### MEINUNG

Als ich vor mehr als einem Jahr Österreich verließ und nach Berlin übersiedelte, sagte ein israelischer Diplomat, der in beiden Ländern gedient hatte, zu mir: „Was die Haltung gegenüber Juden und Israel betrifft, ist Deutschland im Vergleich zu Österreich ein Paradies.“

Ich brauchte nur kurz um festzustellen, dass das nicht der Fall ist. Es gibt zwar in Deutschland wunderbare Leute, die sich für Israel interessieren und solche, die sich mit Israel solidarisch fühlen. Aber es gibt auch viele, die sachliche Analyse mit billiger, unseriöser und propagandistischer Kritik verwechseln. Und immer häufiger hört man die Meinung, man wolle nicht mehr wegen dieser „alten Geschichte“, nämlich dem Holocaust, gequält werden. Gleichzeitig nehmen aber viele Deutsche



für sich in Anspruch, zu Israel eine Meinung zu haben und diese kundzutun.

Die antiisraelische Berichterstattung vieler deutscher Medien trägt ihren Teil zu dieser Nichtinformation bei: Oft scheint es, als versuchten große Teile der deutschen Presse, weniger über die Lage in dieser Region der Welt zu berichten, als vielmehr in der Sache über Recht und Unrecht zu entscheiden. Journalisten verhalten sich nicht als

objektive Berichterstatler, sondern als Richter: Sie urteilen durch die Wahl ihrer Worte, ihrer Titel, ihrer Fotos und durch die Themen, über die sie schreiben. Man engagiert sich, man zeigt sich solidarisch mit einer Seite, man lässt oft seine Emotionen sprechen.

Der Grund dafür ist das Schuldgefühl vieler Deutscher gegenüber den Juden und die Meinung, die Europäer hätten den Juden Israel geschenkt. Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es tatsächlich in Europa ein Gefühl von Schuld, das auch der Realität entsprach. Heute interpretiert man es so, dass man den Juden Israel quasi als kollektive „Entschädigung“ geschenkt hat, und leitet daraus das Recht ab, sich in die Angelegenheiten Israels einzumischen und die Israelis moralisch zu belehren.

Hier hat sich nach dem 11. September eine Tendenz verstärkt, die allerdings schon nach Beginn der zweiten Intifada spürbar wurde: Israel wird zur Ursache aller Probleme mit dem radikalen Islamismus gemacht. Was nicht nur sachlich falsch ist, sondern gefährliche Rückschlüsse zulässt: Erstens, die Juden sind mal wieder an allem schuld, zweitens: Wenn Israel das eigentliche Problem ist, so ist man nicht weit davon entfernt, Israel das Existenzrecht abzuspochen.

Zwischen dem, was sich heute als Antisemitismus und Israelfeindschaft manifestiert, und dem plötzlichen Proislamismus der deutschen Öffentlichkeit gibt es einen direkten Zusammenhang: Der radikale Islamismus ist ein Neofaschismus, der den Platz des panarabischen Nationalismus eingenommen hat und von verschiedenen faschistischen Traditionen aus Europa beeinflusst wird – das zeigt unter anderem der vehemente Antijudaismus. Anstatt das zu begreifen, will man die Islamisten „verstehen“. Das hat damit zu tun, dass man deren Sichtweise teilt, für alles die Juden verantwortlich zu machen. Diese Position wird damit legitimiert, dass Kritik an Israel kein Antisemitismus sei, weil sie

sich nicht gegen die Juden, sondern eben gegen Israel richtet.

Wenn man heute als Deutscher oder Österreicher in arabische und islamische Länder reist, wird man oft zum Zeichen der Verbundenheit mit pronazistischen Bemerkungen begrüßt. Dieses Phänomen ist wohl bekannt, aber die deutsche Presse berichtet kaum darüber. Genauso wenig berichtet man über die große antijüdische Welle, welche die arabische und moslemische Welt überschwemmt. Und fast niemand in Europa tut was dagegen.

Dabei wäre es sehr einfach, wollte man sich abgrenzen: Deutschland könnte gegen Länder, in denen in der Presse Antisemitismus verbreitet wird, Sanktionen verhängen. Stattdessen wurde etwa in Berlin erst in letzter Minute die Eröffnung eines Hisbollah-Büros vereitelt – mit Begrüßung durch das Auswärtige Amt. Vor diesem Hintergrund wirkt es heuchlerisch, gegen die Siedler im Westjordanland und Gaza-Streifen zu hetzen, weil diese so „rassistisch“ seien.

Ich bin verwundert, dass in der deutschen Öffentlichkeit immer die gleichen sechs oder sieben Israelis auftreten, die eine bestimmte politische Linie vertreten, die in Israel vielleicht ein oder zwei Prozent der Bevölkerung repräsentieren. Ein Grund dafür dürfte sein, dass sie das aussprechen, was bestimmte Deutsche sich noch nicht zu sagen erlauben.

Ich bin der Friedensbewegung in gewisser Weise dankbar, denn sie hat bewiesen, wie wenig sich Deutschland in den letzten sechzig Jahren verändert hat: Die letzten Monate haben mir gezeigt, wie einfach die deutsche Öffentlichkeit manipuliert werden kann. Das Agieren ohne Nachdenken, die Begeisterung für simple Ideen, ohne selbstkritisch zu sein, haben mich schockiert. Ich habe erlebt, wie Leute Angst hatten, sich israelfreundlich oder für den Krieg zu äußern, weil die allgemeine Meinung so vehement dagegen ist. Dieses Phänomen ist ein Grund, sich Sorgen zu

# MEINUNG Alltagsgeschichten

Von Erwin Javor

## MEINUNG

Im Jiddischen gibt es Worte und Laute, die nur im Zusammenhang mit der Betonung und der Gestik verständlich sind, da sie verschiedene Bedeutungen haben können. Es ist daher notwendig so einen Wortlaut exakt mit dem jeweils richtigen Tonfall auszusprechen. Nur so können Missverständnisse vermieden werden. Dies wurde in unserer Zeitung ja bereits mit dem Beispiel des schönen Ausdrucks „Nu?“ dem Leser hinlänglich näher gebracht. Ein anderer kurzer Begriff aus dem Jiddischen ist der Ausruf „O!“.

Dieses „O!“ (nicht zu verwechseln mit „Oj!“) wird kurz und triumphierend ausgesprochen und bedeutet so viel wie: „Na, hab ich nicht Recht gehabt?“ Oder „Bravo! Da bist sogar du darauf gekommen.“ Oder anders betont: „Dein Wunsch ist soeben in Erfüllung gegangen.“ Dieser Ausruf ist also nicht nur ein Wort, sondern ein ganzes Vokabular. Das „O!“ wird von einer kurzen Handbewegung begleitet, der rechte Zeigefinger schnell blitzschnell vor und verstärkt so den Überraschungseffekt. Am besten ist dies durch einen alten jüdischen Witz zu illustrieren: In einem Kaffeehaus bricht ein Mann beim Kartenspiel tot zusammen. Seine schockierten Freunde beraten, wer nun die traurige Nachricht seiner Witwe überbringen soll. Ein Freiwilliger wird gefunden, läutet an der Wohnungstür und berichtet der Ehefrau des Verstorbenen, dass der Gatte verhindert sei. Ein kleines Vermögen stünde beim Pokern gerade auf dem Spiel. Die erboste Ehefrau verliert die Fassung und ruft: „Der Gauner verliert wieder unser ganzes Geld. Der Schlag soll ihn treffen!“ Darauf erwidert der Freund: „O!“

Der geneigte Leser wird sich möglicherweise daran erinnern, dass ich meine Kommentare in dieser Zeitung immer mit dem



gleich bleibenden Satz beende: „Im Übrigen bin ich der Meinung, dass die derzeitigen Kosten unserer Infrastruktur nicht mehr seriös zu finanzieren sind. Und wir alle sollten vermeiden, vom Wohlwollen der heutigen und auch jeder zukünftigen österreichischen Regierung abhängig zu sein.“

Damit habe ich mir bei den Verantwortlichen in der IKG keine Freunde gemacht. Nein, ganz im Gegenteil. Umso erstaunter war ich, als ich in der Juliausgabe der „Gemeinde“ folgende Zeilen „aus dem Büro des Präsidenten“ lesen konnte:

„Das Wesentliche ist jedoch, dass sich eine Gemeinde mit knapp 6.000 Mitgliedern ohne finanzielle Basis diese Infrastruktur nicht mehr leisten kann, und wenn die Republik ihren Verpflichtungen nicht nachkommt und die überwiegende Mehrheit der Gemeindemitglieder keine Notwendigkeit sieht, für diese Gemeinde Opfer zu bringen, für pünktliche Bezahlung des Mitgliedsbeitrages zu sorgen und durch Engagement für ihre Gemeinde jene Beiträge und Spenden zu leisten, die jetzt zum finanziellen Überleben notwendig sind, bleibt dem Vorstand nichts anderes übrig, als eben diese Kürzungen umzusetzen.“

„O!“

Bekanntlich hat die IKG ein Sparbudget für das Jahr 2004 beschlossen und der Öffentlichkeit präsentiert. Bei einem Vergleich zum Budget 2002 und 2003 stechen folgende Tatsachen ins Auge: Das Budget 2002 wurde – wie immer – überschritten und zwar um mehr als 20 %. Das Ergebnis 2003 steht noch nicht fest, es ist aber evident, dass die Planung für das heurige Jahr wieder nicht halten wird und ein Abgang von mehr als 2 Millionen Euro zu erwarten ist. Dazu kommen noch Abschreibungen in der Höhe von ca. 1,4 Millionen Euro, sodass ein Verlust von umgerechnet fast 50 Millionen Schilling droht. Im Übrigen bestätigt sich in dieser Berechnung die traurige Tatsache, dass die Abschaffung der Kultussteuer – ein Wahlzuckerl der derzeitigen Macher – ein großes Loch in das Budget gerissen hat. Das neu eingeführte System von Fundraising und niedrig angesetzten Mitgliedsbeiträgen erreicht bei weitem nicht die Höhe der in der Vergangenheit eingegangenen Steuern. Um einen Konkurs abzuwenden und die Banken zu beruhigen, muss demnach gespart werden. So weit, so gut. In einer Sitzung des Kultusrates wurden kürzlich umfangreiche Maßnahmen beschlossen. Unter anderem zahlreiche Kündigungen langjähriger Mitarbeiter, Kürzungen der Sicherheitskosten und Streichung von Subventionen. Es fällt aber auf, dass nicht alle Organisationen im gleichen Ausmaß gekürzt werden. Der Chabad zum Beispiel, der einen sichtbaren Erfolg vorweisen kann und damit scheinbar auch Eifersucht bei der IKG-Führung erweckt, wird für seine Großtaten bestraft und obendrein vom Präsidenten der Kultusgemeinde öffentlich beleidigt. Es ist offensichtlich schwer zu verkraften, dass Rabbiner Biderman, in wenigen Jahren und im Alleingang, unter anderem eine Volksschule, eine Fach-

hochschule, ein Kulturzentrum und einen Kindergarten quasi aus dem Boden gestampft hat. Er beweist uns und den Verantwortlichen der IKG, dass Leistungen, vor allem für kürzlich zugewanderte Mitglieder unserer Gemeinde, ganz ohne Show und Selbstdarstellung zu erzielen sind.

In der gleichen Kultusratssitzung wurde auch die Sanierung der Badener Synagoge abgesegnet. Kostenpunkt 3 Millionen Euro. Davon soll 50 Prozent das Land Niederösterreich und 25 Prozent die Stadtgemeinde Baden tragen. Formelle Beschlüsse für die Zuwendungen gibt es aber noch nicht. Außerdem wird durch diese Investition wieder neue Infrastruktur geschaffen. Die Kosten dafür wird man in den zukünftigen Budgets neu aufbringen müssen.

Dr. Muzicant argumentiert immer wieder damit, dass die missliche Finanzlage der Gemeinde durch das Ausbleiben von Entschädigungszahlungen entstanden ist. Dies ist aber nur zum Teil richtig. Wir haben zweifellos und eindeutig Anspruch auf Rückerstattung der geraubten Vermögenswerte und müssen mit allem Nachdruck für eine gerechte Restitution eintreten. Das heißt aber noch lange nicht, dass ein verantwortungsbewusster Vertreter der jüdischen Kultusgemeinde Geld verplanen und ausgeben darf, das uns zwar seit Jahrzehnten zusteht, aber eben (noch?) nicht in unserem Besitz ist. Mit dieser Politik ist die Zukunft unserer Gemeinde gefährdet.

Im Übrigen bin ich der Meinung, dass die derzeitigen Kosten unserer Infrastruktur nicht mehr seriös zu finanzieren sind. Und wir alle sollten vermeiden, vom Wohlwollen der heutigen und auch jeder zukünftigen österreichischen Regierung abhängig zu sein.

*CHANCENGLEICHHEIT, SICHERHEIT UND EIGENVERANTWORTUNG  
DIALOGFORUM ZUR ZUKUNFT DES SOZIALSTAATS*

Fachhochschule des BFI, Wolmutstraße 22, 1020 Wien

*FREITAG, 3. OKTOBER 2003  
9:30 BIS 17:30 UHR*

Wie kann man soziale Gerechtigkeit in modernen, wissensbasierten Gesellschaften erreichen?

Wie kann unser Sozialstaat zukunftsfähig gestaltet und finanziert werden?

Welche Strategien verfolgen andere europäische Wohlfahrtsstaaten?

Prominente österreichische und internationale ReferentInnen werden Ihre Antworten formulieren:

Gösta Esping-Andersen, Universität Barcelona, Autor von „Why we need a New Welfare State“

Alfred Gusenbauer, Vorsitzender der SPÖ

Wolfgang Merkel, Universität Heidelberg, Institut für Politikwissenschaft

Werner A. Perger, Journalist „Die ZEIT“

Heide Schmidt, Institut für eine offene Gesellschaft u.a.

Anmeldung: Christine Paukner, T: 01/804 65 01 27, paukner@renner-institut.at

P.B.B. ► VERLAGSPOSTAMT 1010 WIEN ► ZULASSUNGSNR.: 02Z033113M



I M P R E S S U M

**OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ:**

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Postfach 1479. Obmann: Johann Adler, Schriftführer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor

Grundsätzliche Richtung: **NU** ist ein Informationsmagazin für die Mitglieder der IKG und für ihnen nahe stehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. **NU** will den demokratischen Diskurs fördern.

**HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER:**

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479  
Internet: [www.nunu.at](http://www.nunu.at), E-Mail: [office@nunu.at](mailto:office@nunu.at), Fax: +43/1/715 05 45-43  
BA-CA (BLZ 12000) Kto.-Nr. 08573 923 300  
IBAN=AT78 1100 0085 7392 3300/BIC=BKAUATWW

**MITARBEITER DIESER AUSGABE:**

Eldad Beck, Harry Bergmann, Martin Engelberg, Erwin Javor, Helene Maimann, Michael Margules; Peter Menasse (Chefredaktion); Peter Rigaud (Bildredaktion); Saskia Schwaiger (Schlussredaktion); Danielle Spera, Petra Stuibler, Alexia Wernegger.

**ANZEIGEN:**

Anton Schimany (0664/300 77 06)

**SATZ & LAYOUT:**

ECHOkom  
1070 Wien, Schottenfeldgasse 24  
Telefon: +43/1/526 26 76-0